P.o.germ.
119
(6

P.o.germ.
119-6

<36619108100012

<36619108100012

Bayer. S

Bibliothek

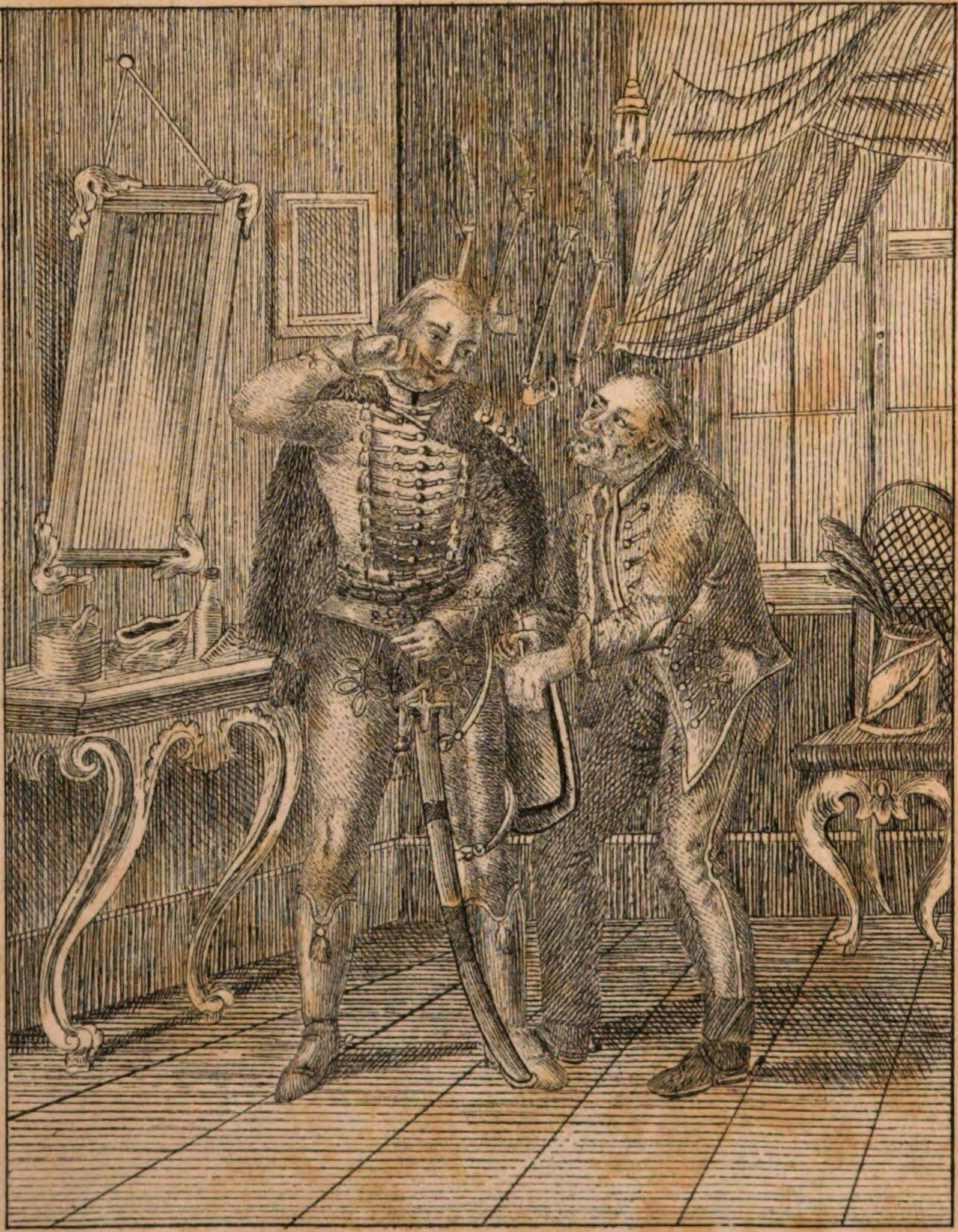
auserlesener

Romane und Erzählungen

Deutschlands.

3361

P. O. Germ
119.



Bibliothek
auserlesener
Romane und Erzählungen
Deutschlands.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sechster Theil.

Enthaltend: Die Familie von Halden. Ersten Theils dritte Abtheilung.

München, Paßau und Regensburg
bei J. M. Daisenberger.
1828.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die
Familie von Halden.

Von August von Lafontaine.

I. Theils 3te Abtheilung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Karl ließ sich von dem Jäger bis zu dem nächsten Dorfe bringen, und schickte ihn dann nach Moorberg, um ein Pferd zu hohlen. Sobald er das hatte, eilte er nach Hause. Dort war seine Schande schon bekannt; denn die gnädige Frau hatte gefragt, weshalb ihr Sohn ein Pferd verlangte. „O," sagte der Jäger, „es ist ein Streit vorgefallen mit dem Junker Hennig. Der Herr Kammerjunker sprachen mit dem Informator von Sollingen, und der mochte grob seyn, oder was es sonst war; und da sprang auf einmal der Junker Hennig aus dem Gebüsche; ja, wie ein Blitz, Ihr' Gnaden. Heraus, zuschlagen, das Couteau in die Luft werfen, den Herrn Kammerjunker zu Boden stoßen, und auf ihn einhauen für toll und für blind — Ihr Gnaden, das alles war Ihnen, als, wenn es zehn Menschen auf einmal thäten. Der Herr Kammerjunker hinken ein Bischen, und haben ein Paar Hiebe im Gesichte; sonst ist alles noch recht gut abgelaufen."

Man denke sich die Wuth der Mutter, als Karl nach Hause kam, und ihr erzählte. Durch lange Trennung von

ihrem zweiten Sohne, durch die Gewohnheit, ihn als ihren Feind zu betrachten, war bei ihr schon långst alle mütterliche Liebe zu ihm erloschen; doch jezt entzündete sich auch eigentlicher Haß gegen ihn in ihrem Herzen. Da sie ihn nicht hatte, und auch wußte, daß sie ihm nicht beikommen konnte, so fiel ihre ganze Erbitterung auf die unschuldige Emilie. Zu dieser eilte sie hin, um ihrem Zorne Luft zu machen. Sie überhåufte das unschuldige Mådchen mit Verwünschungen und den bittersten Spöttereien, schimpfte in den gemeinsten Ausdrücken auf den Major, auf Seibold, auf Hennig, und sagte unverhohlen, daß sie es thåte, um Emilien zu krånken. Diese erfuhr erst spåt, wovon die Rede war; denn die Mutter rief endlich: „den Ring wollen wir von dem elenden Kerl wohl wieder bekommen!"

In Emiliens Herzen regte sich jezt, mitten unter den unangenehmsten Empfindungen, auch eine sehr angenehme. Ihre geheime Freude darüber, daß Seibold den Ring nicht hatte herausgeben wollen, hinderte sie, irgend etwas zu antworten. Dieses Schweigen brachte die Mutter noch stårker auf. Sie faßte Emilie bei dem Arm und schrie: „den Augenblick, sage ich, setze dich hin und schreib an den gemeinen Menschen, was ich dir dictiren werde."

„Mutter," erwiederte Emilie, „Sie haben mir verbothen an Seiboldden zu schreiben; ich schreibe nicht."

„Aber das kannst du doch schreiben, daß sie auf der Landstraße wie die Mörder über deinen leiblichen Bruder herfallen müssen? Ich rathe dir Gutes! den Augenblick! Du Schandfleck deiner Familie! du sollst nicht länger hier sitzen und Komplotte gegen deine Eltern machen. Schreib, sag' ich!"

Emilie blieb bei ihrer Weigerung, und wurde nun körperlich gemißhandelt. Sie eilte, als ihre Mutter sie losließ, zu ihrem Vater, warf sich an seine Brust, und sagte jammernd: „schützen Sie mich!" Die Mutter kam ihr bald nach. Emiliens bleiches Gesicht, ihr fliegender Busen, die Heftigkeit ihrer Bewegungen, (die unwürdige Behandlung ihrer Mutter hatte sie tief empört) und ein sehr zorniger Blick, dessen der Kammerherr sich hier einmal nicht erwehren konnte, brachten die Mutter wieder zu sich selbst. Sie schwieg verlegen; dann warf sie sich auf einen Stuhl, nahm ihre Zuflucht zu dem Hilfsmittel, durch das alle ungezogenen Weiber ihr Unrecht verbergen wollen, zu einer Fluth von Thränen, erhitzte sich bald aufs neue, und endigte zuletzt wieder mit einem Strome von Schimpfwörtern auf alle Menschen, — sich selbst und ihren Karl ausgenommen.

Emilie, die jezt aufs neue Mißhandlungen befürchtete, erlaubte sich eine kleine List. Sie sank mit schlaffen Armen auf einen Stuhl, sagte matt; „ach! wie wird mir!" und

verschloß die Augenlieder. Nun sprang die Mutter ängstlich auf, nahm Emilien in ihre Arme, bath sie tausendmal um Verzeihung, versprach so etwas nie wieder zu thun, und nannte sie mit den liebkosendsten Namen. Sie selbst führte Emilien auf ihr Zimmer, half sie entkleiden, und war jezt nichts als Zärtlichkeit. Die thörichte Frau! verkehrt in ihrem Hasse, wie in ihrer Liebe, gleich tausend andern Müttern!

Emilie wurde gerührt; doch konnte sie die Ungerechtigkeit, die Härte dieser Behandlung nicht wieder vergessen, und ihre kindliche Liebe war mit der Achtung für die Mutter verschwunden. Jezt fühlte sie nicht die geringste Unruhe mehr bei dem Entschlusse, sobald als möglich, und durch jedes Mittel, die Gattin des edlen, von ihrer Mutter so ungerecht geschmäheten, Seibolds zu werden. Von diesem Augenblicke an trennte sie sich gänzlich von ihren Eltern, und trat auf die Seite ihres Oheims.

So waren nun Menschen, welche die Natur durch die heiligsten Bande des Blutes zu wechselseitiger Liebe bestimmt hatte, durch den thörichten Ehrgeiz und die kindische Rangsucht einer Frau getrennt, wie Feinde. Nur einmal, bei der Geburt ihres zweiten Sohnes, beleidigte die Mutter ein Gefühl der heiligen Natur; und aus dieser Thorheit entspringt giftiger Haß in einer Familie, die durch Liebe so glücklich

werden konnte. Wann wird der Mensch lernen, daß man kein Bösewicht zu seyn braucht, um endlich Verbrechen zu begehen! wann, daß die zarten Verbindungen der Natur auch nicht ein Einzigesmal verletzt werden dürfen!

Wozu Karln vorher nur Eigennutz und Habsucht getrieben hatten, dazu trieb ihn jezt auch Rachbegierde. Er sah ein, daß seine Schwester aus des Majors Nähe entfernt werden müßte, wenn sein Plan gelingen sollte. Die Mutter billigte seinen Vorschlag, Emilien in die Hauptstadt zu einer Tante zu bringen. Man überlegte nun, wie ihr beizukommen wäre. Es wurde von einer Reise gesprochen, auf der Emilie ihre Mutter begleiten sollte, deren Zweck man aber immer im Dunkeln ließ. Man widersprach sich bald, und Emilie konnte nun leicht merken, daß der Plan sie allein betreffen müßte. Sie erschrack Anfangs vor dem Gedanken, daß sie die Gegend verlassen sollte, worin Seibold lebte. Einen Augenblick hatte sie sogar Neigung, ihren Oheim um Schutz zu bitten, und so den Plan ihres Bruders zu vereiteln; indeß besann sie sich wieder. Seibold soll sehen, dachte sie, daß ich alles thun kann: was meine Mutter von mir fordert, und dennoch nicht aufhöre, ihn zu lieben. Ich will ihm ein Beispiel der Geduld und Standhaftigkeit geben!

Sie suchte ihren Bruder auf, und sagte lächelnd: „ich soll von hier weg. Glaubst du denn, ich sehe nicht, daß die

Reise mich gilt? Es wäre in der That besser, wenn man aufrichtig mit mir umginge; dann könnte man sich viele Sorge ersparen. Wohin soll ich? in die Hauptstadt? Wohl! ich gebe dir mein Wort, daß ich dieser Reise nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen will."

Emilie war so kalt, so ruhig, daß ihr Bruder über sie erstaunte. Er sah nun wohl ein, daß sie schwerlich mit den gewöhnlichen Waffen besiegt werden könnte; und wenn nicht sein Haß gegen Seiholden jezt allzu stark gewesen wäre, so hätte er seine Idee vielleicht wieder aufgegeben. — „Du bist eine kleine Närrin!" antwortete er Emilien lächelnd, und machte sogleich Anstalten, die Gesinnung seiner Schwester zu benutzen. Der zur Abreise bestimmte Tag kam näher. Emilie selbst half ruhig ihre Kleider einpacken, und blieb sich auch da noch gleich, als sie in den Wagen stieg. Die Mutter und der Bruder konnten sich nun nicht viel von einem Mittel versprechen, das auf Emilien so wenig Eindruck machte.

Hennig war nach der Schlägerei mit seinem Bruder ein wenig unruhig, weil der Major Unzufriedenheit geäußert hatte und bei dieser Gelegenheit die Partei des Kammerjunkers zu nehmen schien. Er schwieg für jezt und nahm sich vor, erst seine Schwester zu sprechen. Aber, dachte er, liebt sie Seiholden, gesteht sie es mir, und ist sie zufrieden mit

dem, was ich für sie thun will: so mag es der Onkel mir nicht übel nehmen, wenn ich das Ding auf einmal endige. Ich kann es nicht länger so ruhig mit ansehen, daß mein guter Seibold sich abhärmt.

Von jezt an ging er öfters in die Gegend von Moorberg, um, wo möglich, Emilien oder ihre Bonne einmal zu sprechen. Er traf keine von Beiden an, dafür aber den Jäger Gottfried. Hennig suchte sich vor ihm zu verbergen, Gottfried ging aber dreist auf ihn zu, und sagte: „Herr von Halden, Sie brauchen sich nicht vor mir zu verstecken.“

Hennig kam beschämt hervor, und fing ein Gespräch mit dem Jäger an. Dieser versicherte sogleich: wenn Hennig etwas zu erfahren wünschte, oder eine Bestellung an Fräulein Emilien hätte, so stände er zu Diensten. Hennig, der nicht recht wußte, ob er trauen dürfte, fragte fürs erste nur nach dem Befinden seiner Schwester; und der Jäger erzählte ihm, daß sie in drei Tagen mit ihrem Bruder nach der Hauptstadt abreisen sollte. Eine so unerwartete Nachricht machte Hennigen etwas bestürzt; doch erkundigte er sich weiter nach den nähern Umständen der Reise, nach dem Wagen, nach der Begleitung und dem Wege. Der Jäger sagte lächelnd: „Herr von Halden, das ganze Haus liebt Fräulein Emilie, und wünscht sie glücklich zu sehen. Sie ist zwar heiter; aber ich wollte wohl darauf wetten, daß sie nicht gern von hier

weg geht. Wer sie begleiten will, das weis ich nicht; doch seyn Sie morgen Abend wieder hier: dann werde ich Ihnen Alles sagen können."

Hennig kam, und erfuhr nun von dem Jäger den Weg, die Zeit der Abreise und die Begleitung. Am folgenden Morgen saß er früh zu Pferde, und mit ihm der alte Hennig, nebst einem muthigen jungen Menschen, der auch ein Handpferd mitnehmen mußte. Der Alte wunderte sich zwar über den Husaren=Säbel an Hennigs Seite, und es ahnete ihm auch, daß es auf eine Unternehmung abgesehen wäre; doch das war ihm eben recht. Er fragte dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich, wohin es ginge, und blieb immer fünfzig Schritte zurück, um nicht vielleicht etwas zu erfahren, das er widerrathen müßte.

Hennig hielt im Eingange eines Gebüsches, und hatte die Augen immer auf den Moorberger Weg geheftet. Endlich zeigte sich der Wagen, worin Emilie, ihr Bruder und ihre Mutter saßen. Sobald er im Gebüsche war, ritt Hennig hervor, und rief mit drohender Stimme: „halt!" Seine Begleiter erfuhren nun erst, was ihr Anführer zur Absicht hatte, und setzten sich in Bereitschaft, ihn zu unterstützen.

Hennig näherte sich dem Schlage, und nahm, als er davor war, in großer Verlegenheit den Hut sehr höflich ab. Er hatte geglaubt, eine sehr wirksame Rede halten zu kön=

nen, und wußte nun, als seine Mutter ihn fragte: „was willst du?“ nicht ein Wort hervorzubringen.

„Fahr zu!“ rief Karl; der Kutscher schüttelte aber den Kopf: denn der alte Hennig und der junge Mensch warfen ihm schweigend drohende Blicke zu. — „Liebe Mutter,“ sagte Hennig bestürzt: „ich will Sie und Karln gar nicht aufhalten; aber ich bitte Sie, Emilien mit mir reiten zu lassen.“ Mutter und Sohn glaubten, die Sache wäre mit Emilien verabredet. Karl sagte bitter: „du Betrügerin!“ und die Mutter warf einen grimmigen Blick auf ihre Tochter.

Emilie wurde durch diesen Vorfall überrascht; sie fand aber darin augenblicklich etwas so Romanhaftes, daß ihre Augen vor Vergnügen leuchteten. Das bestärkte die Mutter und den Bruder noch mehr in ihrem Verdachte. Karl faßte Emiliens Arm, und sagte: „du mußt mich ermorden, ehe du diese schändliche Creatur in deine Gewalt bekommst!“ Die Mutter verwünschte ihren Sohn in den Abgrund der Hölle, Hennig stieg ab, riß den Schlag des Wagens auf, blickte seinen Bruder drohend an, bekam von der Mutter einen derben Schlag ins Gesicht, und hob, ohne sich darum zu bekümmern Emilien aus dem Wagen. Der junge Mensch brachte das Handpferd heran, und Hennig sagte: „geschwind, liebe Schwester!“ — Emilie setzte sich auf; Hennig rief! „fahr zu, Kutscher!“ und wollte davon. — Emilie winkte

ihm, noch zu warten, und ritt an den Schlag. „Sehen Sie, Mutter," sagte sie kalt und groß; „jezt bin ich frei! Ich danke dir, Bruder Hennig, für deine Liebe zu mir, und für deine Sorgfalt." Mit diesen Worten stieg sie wieder vom Pferde, öffnete den Schlag, sprang in den Wagen, warf hinter sich zu, und rief: „grüße den Onkel, Hennig! und den Retter meines Lebens! . . . Fahr zu, Kutscher!"

Hennig wußte nicht, wie ihm geschah, und was er thun sollte. In seiner Verlegenheit trabte er noch eine Weile hinter dem Wagen her, weil er glaubte, daß Emilie sich besinnen würde. Sie besann sich aber nicht, und er mußte umkehren, ohne sich ihr Betragen erklären zu können.

Eben so wenig begriff die Frau von Halden etwas von der ganzen Sache; sie schüttelte nur zuweilen den Kopf, und schimpfte auf den Straßenräuber Hennig. Karl sah Emilien scharf an, als wollte er in ihrem Gesichte die Erklärung des Vorfalles lesen; und Emilie sann lächelnd nach, was wohl Seibold, wenn er die Begebenheit erführe, davon denken würde.

„Erzählt nichts!" sagte Hennig zu seinen beiden Begleitern, als er nahe an Sollingen kam; und die Sache wurde dort wirklich verschwiegen. Er schloß aus Emiliens Weigerung, mit ihm zu reiten, daß sie Seibolden doch nicht liebe; und um diesen nicht zu betrüben, sagte er auch ihm kein Wort von seinem Abenteuer.

Die Frau von Halden fing endlich an, mit der größten Bitterkeit von der Sollingischen Familie zu reden. Emilie hörte eine Zeitlang ruhig zu; dann sagte sie: „Mutter, Sie könnten machen, daß ich, wenn noch einmal ein irrender Ritter mich aus dem Wagen höbe, in Versuchung geriethe, nicht wieder einzusteigen. Ich liebe die Sollinger, weil sie mich lieben." Die Mutter gerieth hierüber in noch größeren Zorn, und entfernte durch bittre Kränkungen das Herz ihrer Tochter immer weiter von sich. Karl schwieg Anfangs; um aber den Fehler seiner Mutter einigermaßen wieder gut zu machen, sprach er endlich einige Worte für die Sollinger, doch ohne deßhalb seinen Bruder weniger zu hassen, der ihm, wie er wohl fühlte, leicht seine herrlichste Aussicht zerstören konnte.

Alle häuslichen Zwistigkeiten hatten Karln nicht abgehalten, seinen Plan auf die Gräfin Louise von Espenbruch einzuleiten. Er ritt öfters nach Ransleben; und so oft er kam, war die erste Frage der kleinen Gräfin: „Herr Kammerjunker, was machen meine Herren Gevattern? was Emilie? was der Herr Major?" Die Begebenheit in Moorberg hatte sehr tiefen Eindruck auf Louisen gemacht, und sie sprach davon jedesmal mit leuchtenden Augen. War ein Fremder zugegen, wenn sie diese Fragen an den Kammerjunker that, so erzählte sie den ganzen Vorfall, und mit der sichtlichsten Theilnahme an den Sollingern. „Sehen Sie

nur," sagte sie mit großer Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen; „unser Wagen wollte eben auf die Brücke einlenken, und die Brücke war voller Pferde und Reiter mit Federbüschen, und alles glänzte von Gold. Auf einmal flog die Schwester des Herrn da über das Geländer in den tiefen Graben. Ein Mann, Herr Seibold, stürzte sich den Augenblick von der andern Seite nach; und der Bruder des Herrn — ja, es ist, als sähe ich ihn noch — flog durch die wilden Pferde weg, und von dem hohen Ufer hinunter in das Wasser, daß es ihm über dem Kopfe zusammen schlug. Ich sprang aus der Kutsche, und schrie, als ob ich selbst im Graben läge und die beiden edlen Menschen mich retten sollten. Es war auch nur ein Augenblick, da hatten sie das Fräulein schon, und trugen es in ihren Armen an das Ufer. Ach, ich werde das in meinem ganzen Leben nicht vergessen! Das Fräulein war wie tod; und nun lief Herr Seibold mit ihr ins Haus, als trüge er eine Feder. Es muß doch eine rechte Freude seyn, einem Menschen das Leben gerettet zu haben! Ich saß den Mittag zwischen den beiden Herren. Zwischen zwei Königen hätte ich nicht so vergnügt gesessen! Ich war auch ganz naß; und da sagte der Herr Major von Halden: die Nassen müssen beisammen sitzen!"

So, und oft mit noch größerer Theilnahme, mußte der Kammerjunker Louisen von der Begebenheit sprechen hören. Aus Verdruß wagte er es einmal, ein Gegenstück von

seines Bruders Rohheit zu erzählen. „Ja," unterbrach ihn die Kleine; „von der Cousine höre ich auch immer, daß ihr Bruder sehr wild seyn soll. Aber, wenn er das nicht ein Bischen wäre — wer weis, ob er dann in das Wasser gesprungen seyn würde! Die Cousine hätte sich nicht einmal aus dem Wagen gerührt, um nicht einen Fleck auf ihr schönes Kleid zu bekommen. Es ist wohl gut, wenn man ordentlich und nicht wild ist; aber wenn ich einmal ins Wasser fiele — so wollte ich doch, Ihr Bruder wäre da; denn Sie sprängen nicht hinein: das hab' ich wohl gesehen."

Karl konnte nicht zweifeln, daß sein Bruder ihm bei der Gräfin Louise leicht gefährlich werden könnte. Aus Furcht bath er seine Mutter, ja zu verhindern, daß der Graf Espenbruch und sein Onkel nicht Freunde würden. Er schmeichelte Louisen, erwies ihr tausend Gefälligkeiten, war auf jeden ihrer Wünsche aufmerksam, und fing wirklich schon an, ihr Wohlwollen in einem vorzüglichen Grade zu gewinnen. Nun mußte er wieder in die Residenz zurück; er behielt indeß bei Louisen eine große Beschützerin: die Cousine, deren Gunst er sich durch Artigkeit und Schmeichelei erworben hatte. Das alte Fräulein und die Frau von Halden waren in der That schon darüber einig, daß Karl Louisens Hand bekommen sollte, doch unter der Bedingung, daß er die Cousine alsdann mit in die Hauptstadt nähme.

Die Reisegesellschaft aus Moorberg kam ohne weitern Unfall in der Residenz an. Nach einigen Tagen, in denen man die Gallakleider verfertigen ließ, wurde Emilie dem fürstlichen Hause vorgestellt. Man erwartete, daß der Glanz des Hofes die größte Wirkung auf sie thun würde; und Selenberg bauete darauf sogar einen kleinen Plan, der von seiner Weltkenntniß zeugte. Er wußte, daß man jemanden durch nichts einen größeren Dienst erweisen kann, als wenn man ihn von einer gesellschaftlichen Verlegenheit befreiet. Nun wollte er Emilien, wenn sie bei dem ungewohnten Glanze, bei den starren Blicken und dem Flüstern der Hofleute den Kopf verlöre, ihn wiedergeben, immer an ihrer Seite bleiben, und ihre Verwirrung mit seiner Gesprächigkeit verbergen. „Die Süffisance des Hofes,“ sagte er lächelnd zu Karln, „soll mir zu der Gunst Ihrer Schwester verhelfen. Sie wird sehr bestimmt fühlen, daß ich ihr Freund bin, und daß sie sich an mich halten muß, wenn sie hier fortkommen will. Ich werde ihr den reizendsten Triumph verschaffen; und geben Sie Acht, schon heute Abend wird sie anders von mir denken, als jezt.“

Man lächle nicht über den eitlen Hofmann. Selenberg hatte in den Sälen des Schlosses Männer, die oft dem Tode mit kalter Ruhe Troz gebothen, den Kopf verlieren sehen; und er wußte, wie viel ein freundliches Wort, ein vertrauli-

ches nichts sagendes Geschwätz, eine unbedeutende Frage dem werth ist, der zitternd zum Erstenmale am Hofe erscheint. Er kannte die Menschen, nur dieses Mädchen nicht.

Emilie hatte, ehe sie Moorberg verließ, sehr wohl überlegt, was auf sie wartete. Sie wußte, daß Selenberg der Liebling des ganzen Hofes, und daß der Plan mit ihm nicht aufgegeben war. Nun dachte sie sich den Fall, daß man sogar den Fürsten in diese Sache mischte, und daß der ihr beföhle, dem Präsidenten ihre Hand zu geben. Sie prüfte sich, ob sie wohl Muth genug haben würde, selbst ihm zu widerstehen. Daß man sie nicht zwingen könnte, sah sie leicht ein. Daher war sie ihrer Sache sehr gewiß, und wußte schon auswendig, was sie dem Fürsten in einem solchen Falle sagen wollte. Es wurde ihr nun sogar eine angenehme Aussicht, an den Hof zu gehen und auch den zu einem glänzenden Schauplatze ihrer Treue, ihrer Liebe zu machen. Diese Idee gab ihr eine Entschlossenheit, die selbst der blendende Glanz des Hofes nicht zerstören konnte.

Als sie sich dem Saale näherte, wurde sie doch ein wenig ängstlich. Ihr Bruder bemerkte es und sagte lächelnd: „Der Anblick wird dich überraschen, Emilie; er ist einzig!" — Sie antwortete, voll von ihren Gedanken: „ce n'est pas de tout cela, qu'il s'agit!" Beim Eintritt in den Saal, blickte sie schnell um sich. Der Fürst, dem sie

bald nachher vorgestellt wurde, empfing sie mit einem sehr artigen Komplimente. Sie antwortete, weil sie ein wenig ängstlich war, mit einer gewissen Heftigkeit, doch bestimmt, kurz, entschlossen. Nach einer Minute war sie ruhig, so daß Selenberg keine Gelegenheit fand, ihr mit seinen Künsten beizustehen. Er hatte dem Fürsten gesagt: „ein Mädchen voll Geist, Ew. Durchlaucht; aber auf dem Lande erzogen. Wahrscheinlich werden Sie ihr Anfangs Manches zu gute halten müssen." — „Hm!" sagte der Fürst jezt lächelnd und heimlich zu Selenbergen; „hier habe ich nichts zu gute zu halten!"

Emilie und ihre Mutter wurden zur Tafel eingeladen. Die Fürstin, selbst eine Frau von Geist, der Emilie gegenüber saß, fand Geschmack an ihrer Unterhaltung. Jedermann am Hofe erklärte Emilien für liebenswürdig; und niemand wußte an ihr sonst etwas zu tadeln, als ein wenig Pedanterie in dem Tone ihrer Stimme. Selenbergs Nachbar flüsterte: „elle est grave comme un professeur, et chaque propos, même le badinage l'échauffe." — „Das wird sich geben!" erwiederte Selenberg. — „Und gibt es sich nicht," sagte die Fürstin, die das Gespräch hörte: „so soll es mir noch lieber seyn; ich mag wohl einmal einen Menschen sehen."

Die Frau von Halden war entzückt über Emiliens Auf-

nahme bei Hofe. Selenberg erzählte am folgenden Morgen, wie vortheilhaft der Fürst und die Fürstin von ihr urtheilen; und Emilie wäre kein Mädchen gewesen, wenn das nicht einen sehr angenehmen Eindruck auf sie gemacht hätte. Die Mutter war nun ganz wieder mit dem alten Plane, ihre Tochter an den Hof zu bringen, beschäftigt, und bath sie fast mit Thränen, ihre Einwilligung nicht zu verweigern. Emilie wollte sich nicht entschließen; man mußte also auf Ueberraschung denken.

Selenberg erinnerte die Fürstin fast täglich an das Fräulein von Halden, und suchte zu bewirken, daß sie selbst Emilien eine Hofdamenstelle antrüge. Endlich erreichte er seine Absicht. Eines Tages, als Emilie einmal wieder bei Hofe aß, sagte die Fürstin zu ihr: „Fräulein von Halden, Sie wünschen an meinem Hofe zu leben; Selenberg hat mir davon gesagt. Nun, Sie gefallen mir recht wohl, und ich hoffe, Sie werden bei mir glücklich seyn." — Was konnte Emilie antworten? Sie verbeugte sich, küßte die ihr dargebothene Hand der Fürstin, und war nun gegen ihren Willen Hofdame.

„Ich stehe dafür, Mama," sagte Karl, „Seibold wird bald vergessen seyn. Jezt, da wir sie so weit haben, bin ich ohne Sorgen. Unser Spiel ist gewonnen, und das haben Sie einzig mir zu verdanken."

Er hatte recht. Emilie würde, ungeachtet der Ueberraschung, nicht Ja gesagt haben, wenn nicht Karl ihr sehr listig die Idee beigebracht hätte: die Fürstin sei unglücklich, und habe sich schon lange eine Freundin gewünscht, um glücklicher zu werden. Dieß hörte Emilie von dem ganzen Hofe bestätigen. „Die Fürstin" sagte man, „hat sond.rbare Grillen; sie verlangt etwas Unmögliches: reine Freundschaft." Emilie mußte nun einmal in der Residenz bleiben; und wer kann sich wundern, daß sie eine Frau glücklich zu machen wünschte, deren Liebe so ehrend war. Sie hatte dabei sogar Seibolden im Auge. Die Fürstin, dachte sie, ist gewiß darum unglücklich, weil sie ihre Hand ohne ihr Herz hat weggeben müssen. Ich will mir ihre Liebe erwerben, und sie wird es gern sehen, wenn ihre Freundin glücklicher ist, als sie. Kurz, Gutherzigkeit, Bewußtseyn ihres Werthes, und, wenn man will, ein wenig Eitelkeit, bewogen Emilien, die Stelle anzunehmen, die so wenig für sie paßte.

Die Fürstin schien ihre neue Hofdame in den ersten Tagen eben nicht zu bemerken. Emilie dachte: desto besser! gewiß hat sie sich oft betrogen. Sie drängte sich nun mit Diensteifer an ihre Gebietherin, und wurde nicht länger übersehen. Freilich bemerkte sie nech keine Spur von Freundschaft; aber sie meinte, die würde wohl noch kommen. Die Fürstin vertrauete ihr einige Kleinigkeiten, die jeder bei Hofe wußte, und Emilie dachte: sie will mich prüfen. Endlich

aber schien in der That zuweilen eine kleine Spur von Wärme durch die gewöhnliche Kälte der Fürstin hervor zu brechen. Emilie nahm an keiner Kabale Theil, hatte nie etwas zu bitten, und vertheidigte bescheiden, doch sehr entschlossen, einige redliche Hofleute, gegen die man ihre Gebietherin eingenommen hatte. Sie buhlte nicht um die Gunst der Fürstin, sondern suchte sie zu verdienen; und auf einmal erschien das Glück, das sie sich versprochen hatte.

Eines Tages, als sie in das Zimmer der Fürstin trat, sagte diese zu ihr mit einer Umarmung und einer Art von Heftigkeit: „ich weiß, liebe Halden, daß Sie es redlich mit mir meinen. Fahren Sie fort, meine Freundin zu seyn. Lassen Sie sich von den Andern nicht hinreissen, und bleiben Sie mir treu!" — Nun zeigte Emilie die zärtlichste Innigkeit, und benetzte die Hand der Fürstin mit Thränen der ehrerbiethigsten Liebe. Die Fürstin schien gerührt; sie streichelte dem weinenden Mädchen freundlich die Wange, und fragte: „lieben Sie mich denn wirklich so sehr, gute Halden?" — Damit war die Scene geendigt, weil eben eine andere Dame gemeldet wurde. „So habe ich denn endlich dieses mißtrauische Herz überwunden!" dachte Emilie triumphirend. Aber wie würde sie sich geschämt haben, wenn sie gewußt hätte, wem sie diesen Thriumph verdankte!

Seelenberg sprach unaufhörlich mit der Fürstin von

Emiliens Liebe zu ihr, und theilte ihr tausend Lobeserhebungen mit, in die Emilie ausgebrochen seyn sollte. — „So etwas hat sie mir nie gesagt!" antwortete die Fürstin. „Ja, Ew. Durchlaucht," erwiederte Selenberg; „das Fräulein denkt sehr sonderbar. Sie würde der Kaiserin ihren Tadel ins Gesicht sagen; aber Lob sagte sie immer nur hinter dem Rücken." Dies Gespräch gab die Veranlassung zu der Scene, die Emilien so rührte. Die Fürstin war von der innigen Empfindung ihrer jungen Hofdame überrascht. Sie glaubte Selenbergen nun, und nannte von jezt an Emilie immer: ihren kleinen Sonderling.

Die Gunst der Fürstin zeigte sich bald sehr deutlich, und machte Emiliens Hoffnung, ihre Freundschaft zu erlangen, beinahe zur Gewißheit. Es war eine Partie nach einem reizenden Lustschlosse angesetzt. „Da allein," sagte die Fürstin oft zu Emilien, „bin ich nichts als Mensch." Emilie hatte sich lange auf diese kleine Reise gefreuet; aber gerade als man abfahren wollte, ließ sie der Fürstin melden: sie könnte nicht mit. Der Hoffourier schüttelte den Kopf, und sagte zu der Fürstin: „das Fräulein Halden ist krank geworden." Emilie war gesund, doch ihre Jungfer war krank; und sie wollte das Mädchen, ein sehr gutes Geschöpf, durchaus nicht verlassen.

Die Fürstin fuhr ab, und hörte schon unterweges von einer Dame, daß die Halden sich recht wohl befände. Als sie

zurückkam, war sie kalt gegen Emilien, und machte ihr mit Stolz einige Vorwürfe. Emilie sagte ganz offen, weshalb sie zu Hause geblieben wäre. Die Fürstin erwiederte französisch (ein Zeichen, daß sie empfindlich war:) „ich glaubte, es würde Ihnen Vergnügen machen, einige ganze Tage in meiner Gesellschaft zu seyn." Die Oberhofmeisterin sagte: „ich hoffe, Sie werden das Unschickliche Ihres Benehmens einsehen!" und Emilie antwortete mit einem ernsten Blicke auf die Fürstin: „malheur à qui ne sait pas sacrifier un jour de plaisir aux devoirs de l'humanité!"

Alle andern Damen wurden blaß vor Schrecken über diese Antwort; aber zu ihrem Erstaunen reichte die Fürstin Emilien die Hand, und sagte deutsch: „man muß meinem kleinen Sonderling etwas zu gute halten." Bei der Tafel erzählte sie dem Fürsten mit offenbarem Vergnügen die Antwort ihrer Halden, und setzte dann hinzu: „Sie werden aber auch gestehen müssen, daß ich eine Freundschaft verdiene, die kein Bedenken trägt, mir so etwas zu sagen."

„Sie verdienen die Huldigungen einer Welt" erwiederte der Fürst; „aber die Antwort der Halden macht Ihnen so viel Ehre, wie ihr selbst. Es würde sehr schwer zu entscheiden seyn, was größer ist: so etwas Menschliches ohne Furcht zu sagen, oder es ohne Empfindlichkeit zu hören." — Emilie

wunderte sich, daß man ihr einige Worte so hoch anrechnete, und sie deshalb mehr, als vorher, zu achten schien.

Sechs Tage in der Woche war die Fürstin durch Ball, Oper, Koncert und andere Lustbarkeiten beschäftigt; nur Einer blieb ihr übrig, den man den Guten nannte, der aber für die Damen und die Bedienung der Fürstin sehr übel war. Sie wußte diesen siebenten Tag nicht auszufüllen: und wollte ihn doch von den übrigen unterscheiden, weil man ihn an dem Hofe ihres Vaters der Einsamkeit und nützlichen Geschäften widmete. An diesem Tage hatte sie schon tausenderlei angefangen: gezeichnet, gestickt, Klavier und Harfe gespielt, Erbauungs- und andere Bücher gelesen; aber alles dessen war sie beim zweiten- oder drittenmale wieder überdrüßig geworden. Sie nahm Unterricht in der englischen Sprache, in den schönen Wissenschaften, in der Geschichte ihres Fürstenhauses; und dennoch blieb dieser gute Tag der langweiligste in der ganzen Woche, so daß jedermann dem Himmel dankte, wenn er zu Ende war.

Emilie, eine Freundin der Einsamkeit und des Nachdenkens, benutzte diesen Tag, blieb an ihm jedesmal auf ihrem Zimmer, und nahm keine Besuche an. Als sie aber von der Fürstin mit ihrer Freundschaft beehrt wurde, sollte sie ihn immer bei ihr zubringen. Emilie trauete sich Kraft genug zu, ihre neue Freundin von der langen Weile zu befreien;

und wirklich gelang es ihr die Erstenmale. Sie las der Fürstin vor, und sprach mit ihr über das Gelesene. Auch brachte sie ihre Arbeit mit; ein Hemde, das sie für ein armes Kind nähen wollte. Die Fürstin fand es vortrefflich, den Tag zwischen Bildung des Geistes und Wohlthätigkeit zu theilen. Man schnitt nun Hemden zu, und die Damen näheten ironisch lächelnd mit der Fürstin um die Wette an der groben Leinwand. Die Hemden wurden am zweiten guten Tage fertig, und Emilie sollte sie vertheilen; denn außer ihr kannte keine Dame eine arme Familie, der es an Hemden fehlte. Emilie erzählte nachher der Fürstin die kleinen rührenden Scenen, welche die Geschenke veranlaßt hatten. Die Fürstin vergoß einige Thränen, und ließ sogleich noch einige Stücke grobe Leinwand kaufen, aus denen an den guten Tagen Hemden gemacht werden sollten.

Man erzählte bei der Arbeit, an der auch die Kammerfrauen helfen mußten, Gespenstergeschichten, man las, sang, und wurde heiter, so daß noch ein Paar gute Tage recht angenehm vergingen. Allein dann hatte die Fürstin Kopfweh, und ließ sagen: „heute könnten die Damen einmal in ihren Zimmern arbeiten.“ Nun wurde das Nähen für Arme wieder vergessen, und das Studium der Antiken kam an die Reihe. Man hörte an dem guten Tage von weiter nichts sprechen, als von nassen Gewändern, von Gruppirung, von

der Schlangenlinie, hetrurischen Styl, Basrelifs, dem Torso, dem Apoll, dem Antinous und so weiter.

Kurz, Emilie war noch kein halbes Jahr am Hofe, so wußte sie, daß sie nicht auf die Freundschaft der Fürstin rechnen könnte. Die Fürstin verlangte Liebe; aber sie wollte keine dafür wieder geben und immer Fürstin bleiben. Oft war sie eine ganze Stunde mit Emilien allein; dann öffnete sie ihr Herz zuweilen ein wenig, sagte Emilien die angenehmsten Dinge, und vergoß sogar Thränen an ihrem Halse. Doch kaum war diese Aufwallung vorüber, so nahm die Fürstin ihren gewöhnlichen kalten Ton wieder an, und begegnete Emilien wie allen ihren andern Damen. Emilie benutzte einmal eine gute Stunde, um wegen Seibolds hin zu horchen; aber zu ihrem Erstaunen bekam sie die Antwort: pfui, Halden, pfui! Nicht ein Wort mehr von einer solchen Liebe! Sehen Sie! — (Mit diesen Worten zog sie einen Kasten in ihrem Bureau auf.) Da liegt ein unerbrochener Brief von einer Frau, die mit mir am Hofe meines Vaters erzogen wurde, und die meine völlige Gnade hatte. Sie heirathete, ohne auf meine Warnung zu achten, unter ihrem Stande; seitdem habe ich sie nicht wieder sehen mögen: Sie hat mir wohl zehnmal geschrieben; aber ich will nichts von ihr wissen, durchaus nichts. Pfui, Halden!"

Emilie, an deren Liebe zu der Fürstin, offenherzig ge=

standen, auch der Eigennutz seinen Theil gehabt hatte, wurde von diesem Augenblicke an völlig kalt gegen sie. Sie suchte nicht länger Gelegenheit, in dem Zimmer ihrer Gebietherin seyn zu können, und gab sich nicht mehr die geringste Mühe, in ihrer Gunst zu bleiben. Die Fürstin ersetzte ihre Stelle durch eine andere Dame, und vergaß ihren kleinen Sonderling, ohne ihm deßhalb gram zu werden. Das verdroß Emilien Anfangs; doch bald war es ihr vollkommen gleichgiltig. Ihre Kammerjungfer bedauerte sie, daß sie die Liebe der Fürstin verloren hätte, und tadelte diese mit einiger Bitterkeit. Emilie erwiederte: „es fehlt ihr nicht an Geist; aber die ewigen Zerstreuungen haben diesem Geiste alle Kraft genommen. Sie ist wirklich gut, mitleidig, zur Freundschaft und zur Liebe gebohren. Eine Frau von ihrem Range, die eben so dächte, wie ich, könnte sie wohlthätig und glücklich machen; doch von ihren Damen wird nie eine das können."

Selenberg war unterdessen nicht unthätig gewesen. Sein Rang gab ihm fast alle Tage Gelegenheit, mit Emilien zusammen zu seyn: und er nützte das mit der ganzen Feinheit des erfahrnen Hofmannes. Aber er mochte thun, was er wollte — sie wußte ihm für nichts Dank, und zeigte die entschiedenste Abneigung gegen ihn. Doch dessen ungeachtet wurde die Begierde des Wollüstlings mit jedem Tage stärker, da Emilie immer reizender aufblühete, und ihre Figur immer edler, ihre Farbe immer frischer wurde. Er hatte geglaubt,

der Hof sollte ihm den Triumph über sie erleichtern; und sie behielt mitten unter allen Versuchungen, an denen es auch dort nicht fehlte, die Reinheit ihrer Seele, und die Energie ihres Herzens. Doch der Widerwille, mit dem sie jezt am Hofe war, gab seinen Hoffnungen neue Stärke. Er zeigte ihr die reizende Aussicht eines Lebens auf dem Lande, und auch ihr Bruder mußte sie ihr zeigen. Sie ergriff diesen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit; allein sobald der Name Selenberg genannt war, sagte sie: „lieber wollte ich mein ganzes Leben hier in diesen öden Sälen zubringen, als nur einen Tag lang Selenbergs Gattin seyn."

Selenberg hatte jezt nur noch Eine Hoffnung; das Vorwort des Fürsten. Hierzu wollte er nur im äussersten Nothfalle greifen; doch er mußte zulezt, da Emilie sich durchaus nicht mit ihm einließ, und da er folglich nicht Eine von seinen Künsten anwenden konnte. Er wendete sich endlich an den Fürsten selbst, und dieser sagte lächelnd: „Selenberg, Sie haben wohl noch nie in einem solchen Falle einen Andern für sich geschickt! Ist denn die Abneigung der Halden so groß? und weis die Familie darum? Denn, Seelenberg die Familienrechte taste ich nicht an; sie sind die heiligsten, über die sich kein Fürst unter irgend einem Vorwande hinaussetzen sollte."

Der Kammerjunker versicherte, daß seine Eltern diese Verbindung wünschten. — „Und warum will Ihre Schwester

nicht?" fragte der Fürst. — Halden zuckte die Achseln. „Romane, Ew. Durchlaucht, eine unverständige Gouvernante, die glatten Worte eines elenden, aber pfiffigen Menschen! ... Meine Schwester hat eine reizbare Fantasie, Grundsätze aus den Zeiten der Tafelrunde. Und dazu kam eine gewisse Begebenheit. Der Mensch, dessen ich eben erwähnte, rettete ihr zufälliger Weise das Leben. Ueberspannte Dankbarkeit, Ew. Durchlaucht. Kurz, sie ist Willens, unser Haus durch eine Mißheirath zu beschimpfen."

„Hm!" erwiederte der Fürst mit Lächeln; „das sollte man diesem edlen, stolzen Gesichte nicht zutrauen! Wohl, ich werde mich für Selenbergen verwenden. Das Nächstemal, wenn ich Ihre Schwester sehe, will ich um ihre Hand werben; und mir wird sie keine abschlägige Antwort geben."

Der Kammerjunker zuckte wieder die Achseln: „ich bedaure es, Ew. Durchlaucht sagen zu müssen, daß sie in diesem Punkte sehr eigensinnig ist."

„Wir werden ja sehen! Sie sollen Nachricht bekommen. Uebrigens verbitte ich alle Gewalt. Ihre Schwester wird schon vernünftig werden. Ueberlassen Sie die Sache nur mir, und Sie sollen zufrieden seyn."

Der Hof ging auf das Land. Emilie eilte, so bald sie konnte, in das reizende Bosket bei dem Lustschlosse, an welches auch Aleen stiessen. Hier begegnete ihr der Fürst, der

eben vom Pferde gestiegen war und noch eine Weile spazieren gehen wollte. Er erinnerte sich sogleich seines Versprechens, und redete Emilien an. „So jung, so schön und so allein?“ sagte er lächelnd. „Die Herren hier müssen sehr wichtige Beschäftigungen haben, daß Sie so einsam gelassen werden! Kommen Sie Fräulein. Der Abend ist so angenehm; wir gehen die Allee noch einmal auf und nieder. Apropos, liebe Halden! Ich habe eine Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen dürfen.“

„Ew. Durchlaucht Bitten sind für mich Befehle,“ sagte Emilie. In dem Augenblicke fiel ihr Selenberg ein, und sie setzte schnell hinzu: „denn Ew. Durchlaucht fodern nichts von uns wodurch wir uns nicht glücklich fühlen.

Dieß Lob, liebe Halden, möchte ich gerne von allen meinen Unterthanen verdienen. Nun, ich hoffe, auch Sie sollen durch die Erfüllung meiner Bitte glücklich werden. Ich will Sie verheirathen, und lade mich zu ihrer Hochzeit ein.“ — Emilie erblaßte. — „Daß ihr Mädchen doch [illegible]mal roth und blaß werdet, wenn vom Heirathen die Rede ist, und dennoch alle heirathet! Aber Sie zittern ja! Setzen Sie sich. Wie gesagt, liebe Halden, eine Fehlbitte müssen Sie mich nicht thun lassen. Sie sollen einen Mann haben, den der ganze Hof für sehr artig und fein erklärt, und, noch mehr, der mein Freund ist: den Präsidenten von Selenberg.“ Emi-

sie blieb starr sitzen, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erhohlte sie sich. „Ew. Durchlaucht haben den Präsidenten Ihren Freund genannt; ich muß also verschweigen, wie ich von ihm denke. Indeß darf ich doch sagen, daß der Herr Präsident sehr fein und artig seyn kann, ohne deshalb einen guten Ehemann zu versprechen. Er paßt vielleicht für den Hof, aber nicht für das häusliche Verhältniß; und wenn man heirathet, so rechnet man doch auf Glück. Ew. Durchlaucht werden es mir zu Gnaden halten, daß ich Nein sagen muß."

„Das sollen Sie aber nicht! Oder Sie müssen mir gestehen, wie Sie von Selenbergen denken. Sie werden ihm, hoffe ich, doch einige Thorheiten der flüchtigen Jugend übersehen? Wer ist sein ganzes Leben hindurch von aller Thorheit frei geblieben?"

„Thorheiten, Ew. Durchlaucht, wollte ich ihm gern zu gute halten; nur nicht seinen Charakter. Ich mag des Mannes Frau nicht seyn, den keine Mutter ohne Sorge eine halbe Stunde mit ihrer Tochter allein lassen darf.

„O, das war einmal, liebes Kind! Sehen Sie ihn doch nur an! Die Sünde hat ihn verlassen."

„Und könnten Ew. Durchlaucht mir rathen, meine Hand einem Manne zu geben, von dem man weiter nichts sagen kann, als das? Aber die Sünde hat ihn nicht einmal verlas-

sen; jezt fällt ja seine Begierde — denn von Liebe kann ein solcher Mann nichts wissen — auf mich!"

„Es wird ja doch keine Sünde seyn, Sie reizend zu finden: sonst wäre ich eben so strafbar, wie Selenberg. Aber — was wetten Sie? — ich weis die Ursache Ihrer Weigerung. Es steckt Ihnen ein Mensch im Köpfchen, der Sie einmal aus dem Wasser oder Feuer gehohlt hat. Nicht wahr, ich habe es getroffen?"

Emilie erröthete. „Ew. Durchlaucht, wäre mein Herz auch völlig frei, ich gäbe dennoch Selenbergen meine Hand nicht, so lange ich fühlen kann, daß ein Betrieger ein verabscheuungswürdiger Mensch ist."

„Ein Betrieger? Liebe Halden, Sie drücken Sich in der That ein wenig hart aus! Der Mann steht in meinen Diensten, und ist mein Freund."

„Ein Betrieger; Ew. Durchlaucht! Sie werden ungnädig; aber ich kann ihn nicht anders nennen. Wer ein gutes, rechtschaffenes Mädchen mit seinem Range, seinen Künsten, seinem Gelde, listig verführt, ein Mädchen, dessen ganzer Reichthum Unschuld, dessen Verheirathung vielleicht die einzige Hoffnung der Eltern war, für das diese ihr ganzes Leben hindurch arbeiteten, an dem sie sich in Stunden des Kummers, der Sorge, des Mangels, die Freude ihres Alters versprachen; ein Mädchen, das vielleicht das treue Weib eines

rechtschaffenen Mannes, die glückliche Mutter einer großen Familie geworden wäre — wer ein solches Mädchen verführt, und es dann der Schande, dem Unglück überläßt: wie soll ich den Elenden nennen? Hier allein, in Ihrer Residenz, sind vielleicht hundert Mütter, die über Verführung ihrer Töchter jammern: und der Mensch, der daran Schuld ist, wäre kein Betrieger? wäre nicht abscheulich?"

Emilie sprach, wie in Begeisterung, mit funkelnden Augen und fliegendem Busen. Der Fürst sah hier einmal, was er so selten gesehen hatte: ein volles Herz, das sich ergoß. Er betrachtete Emilien mit Vergnügen. Als sie geendigt hatte, sagte er: „ich merke, man muß Sie nicht zu Worte kommen lassen; sonst hat man verloren. Seyn Sie ruhig, Fräulein. Ich werde Selenbergen das Alles getreulich mittheilen. Soll ich?"

„Wenn er in mich dränge, ich würde es ihm selbst sagen."

„Nun!" setzte der Fürst lächelnd hinzu! „Und wenn ihn das nicht von Grund aus heilte, so wüßte ich nicht mehr, was ich von ihm denken sollte. In der That, es mag wohl bisweilen so seyn, wie Sie sagen. Sie haben mich ernsthaft gemacht, liebe Halden. Aber solche Sünden gehören nicht vor meinen Richterstuhl. — Also Selenbergen wollen Sie nicht. Nun, es sollte mich freuen, wenn ich einmal auf an-

dere Art zu Ihrem Glücke beitragen könnte. Ich weis jezt, wie Sie hassen; in der That, ich möchte wohl auch einmal sehen, wie Sie lieben. Nur, Kind, mit Ihrem Retter aus dem Feuer oder Wasser bleiben Sie weg. Auf mein Wort! daraus wird nichts."

Der Fürst ging. Emilie war zufrieden; sie hatte nun die Erfahrung gemacht, daß man viel kann, wenn man ernsthaft will: und ihre Hoffnung, troz allen Hindernissen am Ende dennoch Seibolds Gattin zu werden, bekam dadurch neue Stärke.

Der Fürst erzählte dem Kammerjunker, wie seine Bewerbung abgelaufen war, und gab ihm einen Wink, den Plan mit Seelenbergen lieber fahren zu lassen. Damit war man aber nicht zufrieden. Karl sagte dem Fürsten: seine Eltern drängen durchaus auf diese Verbindung; es beruhe ein Familien-Arrangement darauf. Man bath den Fürsten nach einigen Tagen aufs neue um sein Vorwort. Er weigerte sich Anfangs; doch endlich versprach er, noch einmal einen Versuch zu machen. „Ich weis nicht," Selenberg, sagte er, wie Sie von mir verlangen können, ein so schönes Mädchen zu ängstigen. Sie hätten sich an meine Gemahlin wenden sollen! Die darf befehlen, wo ich bitten muß."

Selenberg sah wohl ein, daß der Fürst Recht hatte, und er würde diesen Weg längst eingeschlagen haben, wenn nicht

die Fürstin eine sonderbare Grille gehabt hätte. Sie hielt es nämlich für eine Beleidigung gegen den ihr schuldigen Respekt, wenn eine von ihren Damen die Liebe eines Mannes ihrem Umgange vorzog; das war aber dem Fürsten völlig unbekannt.

Der Fürst suchte nun Gelegenheit, Emilien allein zu finden, und die konnte ihm nicht fehlen, da sie jeden Abend das Bosket besuchte. Er sprach aufs neue für Selenbergen, schien sogar empfindlich zu werden, und bekam immer dieselbe Antwort. Endlich verlangte er, etwas Näheres von ihrer Begebenheit mit Seibold zu wissen. Emilie erzählte so gut, und ihre schönen Augen waren so zu rechter Zeit voll Thränen, daß der Fürst auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens nicht mehr so ganz unrecht fand, ob er sich gleich davon nichts merken ließ. Er sprach mit Emilien nun auch von andern Dingen, und konnte dabei, ohne zu gähnen, eine Stunde lang mit ihr im Bosket auf und nieder gehen.

Natürlicher Weise flüsterte man nun auf dem Schlosse sehr bald einander zu: „die Halden gefällt dem Fürsten; er ist jeden Abend mit ihr im Bosket.“ Selenberg war nicht der letzte, der dieß erfuhr; und sobald er es wußte, entwarf er einen andern Plan, sich Emiliens Besitz zu verschaffen.

Schon nach einigen Stunden war der Fürstin hinterbracht, daß Seine Durchlaucht fast jeden Abend stundenlang mit dem

Fräulein von Halden in Bosket spazieren gingen. Sie schwieg, und behandelte Emilie nur mit auffallender Kälte, oder vielmehr, Verachtung. Am folgenden Tage war Selenberg bei ihr, und lenkte das Gespräch auf Heirathen. Sie nannte ihn neckend einen Hagestolz; und er sagte: „ich würde recht gern eine Frau nehmen, wenn Ew. Durchlaucht sie mir geben wollten.“ „Darf ich den Namen der Glücklichen wissen, die Sie erobert hat?“ — „Das Fräulein von Halden.“ — Die Fürstin erröthete und schwieg.

Am Abend zog sie Selenbergen in ein Fenster, das nach dem Bosket hinaus ging, und fragte ihn: „ist es Ihr Ernst, daß Sie die Halden heirathen wollen?“ — „Mein völliger, Ew. Durchlaucht. Ich habe schon die Einwilligung der Eltern, und schwieg bisher nur deshalb, weil Ew. Durchlaucht das Fräulein mit ihrer vorzüglichen Gnade, ja fast möchte ich sagen, mit ihrem Vertrauen, zu beehren schienen.“ — „Haben Sie sich schon gegen die Halden geäußert?“ — „Bis jezt nicht, aus dem Grunde, den ich Ew. Durchlaucht schon gesagt habe. Ich glaube indeß, mir schmeicheln zu dürfen, daß sie mir nicht abgeneigt ist; nur seit einigen Tagen bemerke ich eine Kälte an ihr, die mich verlegen macht.“

Die Fürstin erröthete, schwieg eine Weile, und sagte dann: „die Halden soll Ihre Frau werden! Ueberlassen Sie

Alles nur mir, und sagen Sie ihr nichts; ich selbst will das Vergnügen haben, sie damit bekannt zu machen."

Am folgenden Morgen ließ die Fürstin Emilien zu einem Spaziergange rufen. Sie ging eine Zeitlang, ohne zu sprechen, das Bosket auf und nieder, und Emilie neben ihr. Dann blieb sie einmal stehen, sah Emilien scharf in das Gesicht und hob an: „Fräulein Halden, Selenberg hat bei mir um Sie angehalten, und ich habe Sie ihm zugesagt." — Emilie hatte durch die Unterredungen mit dem Fürsten eine Art von Leichtigkeit über diesen Punct zu sprechen bekommen. Sie sagte sehr bescheiden: „Ew. Durchlaucht Wunsch würde für mich ein Befehl seyn . . ."

„Ich wünsche es nicht," unterbrach die Fürstin sie kalt; „ich will es, und befehle es, und ich hasse jedes Aber, wenn ich befohlen habe." — Sie winkte einem Bedienten, der in der Ferne stand; und das Gespräch war abgebrochen. — „Sie können gehen!" sagte sie dann kalt zu Emilien. „Kommt!" rief sie dem Bedienten zu, und verlor sich in dem Bosket.

Da stand nun Emilie auf einmal von aller Hülfe verlassen. Es war ihr, als forderten tausend Stimmen sie auf, nach Sollingen zu fliehen und den Major um Schutz zu bitten. Schwankend, matt, ohne Entschluß, von tausend verwirrten Gedanken, tausend Schmerzen bestürmt, ging sie, ohne die

Augen vom Boden zu erheben, dem Schlosse zu. „Gott Lob!“ dachte sie endlich; „ich habe noch nicht Ja gesagt.“ Nun fühlte sie wieder einige Kraft; und in dem Augenblicke bemerkte sie in einiger Entfernung Selenbergen. Sie eilte auf ihn zu, und sagte in einem scharfen Tone, der ihren Abscheu verrieth: „Herr Präsident, Sie haben bei der Fürstin um mich angehalten, und sie hat Ihnen meine Hand versprochen. Ich aber, ich erkläre Ihnen sehr feierlich, daß ich nicht will. Nehmen Sie ihr Wort wieder zurück; ich bitte Sie darum; denn ich bin nun einmal fest entschlossen, nie zu wollen.“

Selenberg erwiederte mit einer Verlegenheit: „daß ich diesen Weg, den ich lieber nicht genommen hätte, dennoch gewählt habe, meine Gnädige, muß Ihnen ein Beweis seyn, wie unendlich ich Sie liebe. Welcher Mann auf der Erde darf glauben, Sie zu verdienen! Und so können Sie es gewiß nicht tadeln, daß ich eine mächtige Fürsprecherin zu Hülfe nehme. Ihre verehrungswürdigen Eltern, gnädiges Fräulein, Ihr Bruder, die Fürstin — Alle wünschen, mich durch Sie glücklich zu sehen. Lassen Sie mich hoffen, daß Ihre Güte meine zärtliche Liebe nicht immer verwerfen wird. Leider habe ich eine Jugend gelebt, die ich selbst mir nie verzeihen kann. Aber, mein Fräulein, Sie würden mich nicht verachten, wenn Sie mein Herz kennten; Sie würden aufhören mich zu hassen, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe.“

„Der Weg, den Sie gewählt haben, führt gewiß nicht zu meinem Herzen. Ich muß noch einmal . . .“

„Geben Sie mir nur die allerkleinste Hoffnung; dann soll weiter nichts für mich sprechen, als meine Ehrerbiethung, meine zärtliche Liebe, die Erfüllung aller Ihrer Wünsche.“

„Nein, Herr von Selenberg, auch nicht die kleinste Hoffnung mache ich Ihnen. Müßte ich zwischen Ihnen und dem Bauer wählen, der dort Wasser trägt: ich gäbe ohne Bedenken dem meine Hand. Sie sehen, wie unnütz alle Ihre Bemühungen sind. Ich bitte, nehmen Sie Ihr Wort bei der Fürstin zurück. Bis jezt weis außer uns niemand etwas davon, und ich verspreche Ihnen, zu schweigen. Herr Präsident, schlagen Sie mir die einzige Bitte nicht ab, die ich je an Sie thun kann. Glauben Sie, es ist bei mir nicht Eigensinn, sondern überdachter, fester Entschluß!“

„Ich hoffe,“ sagte Selenberg ein wenig erröthend, „Sie werden einst gütiger seyn, als jezt und den ungerechten Haß überwinden, den Sie gegen mich zu haben scheinen.“

Er verbeugte sich sehr tief, und ging, mit den Zähnen knirschend, in den Garten. Emilie eilte auf ihr Zimmer, legte den Kopf in ihre Hand, und sann, doch mit umher fliegenden Augen, über ihre Lage. Endlich faßte sie einen Entschluß: sie wollte sich, sobald die Fürstin aus dem Bosket zurückkäme, ihr zu Füßen werfen, und sie um Mitleiden

bitten. Als sie aber durch das Fenster das kalte befehlende Gesicht ihrer Gebietherin sah, war ihr Muth wieder verschwunden. Sie ging zwar die Treppe hinunter, und bis vor das Zimmer der Fürstin; doch wagte sie sich nicht hinein. Indem sie noch unentschlossen da stund, trat die Oberhofmeisterin aus ihrem Zimmer, und bemerkte sie. „Fräulein Halden, ist Ihnen nicht wohl? Sie sind ja so bleich, wie eine Büste! Was fehlt Ihnen? Kommen Sie doch zu mir herein!“ — Emilie umfaßte, sobald sie in dem Zimmer war, die Oberhofmeisterin mit Heftigkeit, und beschwor sie mit heißen Thränen, bei der Fürsten für sie zu bitten.

„Liebes gutes Kind,“ sagte die Oberhofmeisterin: „das kann ich in der That nicht. Ihre Sache würde dann noch schlimmer: das wissen Sie ja so gut wie ich. Da ist nun keine Hülfe mehr: Sie müssen Selenbergen heirathen! . . . Aber, mein Gott, es schlägt ja schon Eins, und Sie sind noch nicht frisirt! Gehen Sie! Es ist nur noch eine Stunde bis zur Tafel. Und ich bitte Sie, liebe Halden, seyn Sie klug. Es ist nun einmal nicht anders; Sie müssen!“

Emilie ging wieder weg, ließ sich ankleiden, und verwünschte dabei den Hof, der sie so unglücklich machte. Zitternd trat sie dann in das Zimmer der Fürstin, verbeugte sich fast bis zur Erde, und blieb furchtsam an der Thüre stehen. Die Fürstin sagte langsam und kalt zu den übrigen

Damen: Fräulein Halden ist Braut des Präsidenten von Selenberg; Sie können ihr Glück wünschen." Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer.

Emilie stand bei den Glückwünschen, die ihr nun gesagt wurden, wie in Betäubnng da, und es rollten große Thränen aus den Augen. Sie fing endlich an zu schwanken, weil das Gefühl der Hülflosigkeit ihrem Körper alle Kraft benahm. Man mußte sie nach ihrem Zimmer führen. Kaum war sie allein, so riß sie in Verzweiflung die Brillanten aus ihrer Frisur, warf sie heftig zur Erde, verhüllte ihr Gesicht, und blieb länger als eine Stunde so sitzen, ohne eines Gedankens fähig zu seyn.

Endlich sagte ihre Jungfer, die mit ihr weinend am Fenster saß, „da fährt die Fürstin hin! . . . Und der Fürst kommt eben von der Jagd zurück! Er ist recht freundlich. Wenn ich ihn um etwas zu bitten hätte, so thäte ich es jezt, auf der Stelle." — Emilie eilte, wie sie war, mit zerstörtem Kopfputze und in der halben Kleidung, die Treppe hinunter, dem Fürsten entgegen, und rief mit Leidenschaft: „Ach Ew. Durchlaucht!" Der Fürst eröffnete sein Zimmer, und führte sie hinein. Emilie warf sich vor ihm nieder. „Ew. Durchlaucht, ich habe keinen Freund, keine Hülfe mehr, als Sie. O, retten Sie mich von dem schrecklichsten Elende!"

„Liebes Kind, stehen Sie auf! Wenn jemand käme!"

„Nein! hier will ich liegen, bis ich ihr Wort habe, daß Sie mich retten wollen.“

„Nun,“ sagte der Fürst, so muß ich auch wohl niederknieen.“ — Er machte wirklich eine Bewegung dazu, und Emilie stand auf. — „Kommen Sie, liebe Halden, in mein Kabinet! Da sind wir ungestört. — Nun sagen Sie mir, wie kann ich Ihnen dienen?“

Emilie erzählte. Der Fürst schüttelte den Kopf und sagte: „aber, liebe Halden, es ist in der That besser, wenn Sie Selenbergen nehmen! Sie selbst müssen einsehen, daß ich mich nicht wohl in die Sache mischen kann. Meine Gemahlin scheint die Heirath sehr zu wünschen; und was bleibt mir nun noch übrig?“

„Ein Wort von ihrer Hand an Selenbergen; und ich bin gerettet.“

Der Fürst schüttelte den Kopf, und runzelte die Stirn; aber er konnte der schönen, reizenden Emilie ihre wiederhohlte dringende Bitte unmöglich abschlagen. „Wohl,“ sagte er zuletzt, „ich will thun, was Sie wünschen, ob ich gleich fühle, was alles aus der Sache gemacht werden kann.“

„O mein Dank, Ew. Durchlaucht, meine Ehrerbiethung, meine Liebe soll unendlich seyn, wenn Sie mich aus dieser Gefahr erretten!“

„Nun, was thäte man nicht um Ihrer Liebe willen! Ich will in Ihrer Sache thun, so viel ich kann. Morgen oder übermorgen hoffe ich, Sie im Bosket zu sehen. Lassen Sie sich lieber krank melden. Hätten Sie mir etwa noch einige Worte zu sagen, oder sollte etwas vorfallen, so schreiben Sie mir nur. Ich werde bisweilen meinen alten Ahrens unter einem guten Vorwande zu Ihnen schicken! Und nun Adieu meine schöne Halden. Wer weis, was ich an Selenbergs Stelle thäte! Adieu! Adieu!"

Der Fürst schrieb sogleich an Selenbergen folgendes Billet:

„Mein lieber Präsident, Ihre Sache mit dem Fräulein von Halden nimmt eine Wendung, die mir allerdings nicht ganz wohl gefällt, da man wissen kann, daß ich mich Anfangs hineingemischt habe. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie alle Maaßregeln fallen lassen, die nach Gewalt aussehen. Sie werden leicht ein schickliches Mittel finden, die Schritte zurück zu thun, die ohne mein Wissen gethan sind. Ich wünschte, entweder gar nicht in die Sache gemischt worden zu seyn, oder sie nun allein beendigen zu können, und ich rechne darauf, daß Sie mich nicht werden vergebens wünschen lassen. Morgen früh erwarte ich Sie zu einer Jagdpartie. Sie sollen, weil Sie Bequemlichkeit beim Jagen lieben, nicht fünfzig Schritte darnach gehen dürfen. Adieu."

Der Fürst bekam schon in einigen Minuten nachstehende Antwort:

„Ew. Durchlaucht werden es gnädigst meiner heißen Leidenschaft verzeihen, daß ich einen Schritt gewagt habe, zu dem eine Bemerkung aus Höchstdero eigenem Munde mich halb und halb zu berechtigen schien. Ich sehe das freilich jezt anders, und werde jedes schickliche Mittel anwenden, Ew. Durchlaucht Wunsch zu erfüllen. Die Entschuldigung, daß ich selbst die Wendung, welche die Sache genommen hat, nicht vermuthet, nicht gewünscht habe, kann ich bei Ew. Durchlaucht nicht geltend machen; denn allerdings soll man erst wissen, ehe man handelt. Wollen Ew. Durchlaucht die Versicherung, daß ich von jezt an mein Glück gänzlich Höchstdero Händen überlasse, gnädig annehmen, so wird dieß meiner Unzufriedenheit mit mir selbst ein Ende machen."

„Die Jagdpartie, zu der Ew. Durchlaucht die Gnade haben, mich einzuladen, wird ein Vergnügen für mich seyn."

Dieß Billet schrieb Selenberg in der größten Wuth, darüber, daß er sein Glück, dem er so nahe zu seyn geglaubt hatte, mit eigenen Händen wieder zerstören sollte. Er wußte schon, daß Emilie bei dem Fürsten gewesen war, und in einer halben Stunde hatte er es auch an die Fürstin gebracht, ohne sein Zimmer verlassen zu haben.

Am Abend war Spiel bei Hofe. Selenberg ging nicht

eher hin, als bis er vermuthen konnte, daß der Fürst schon da seyn würde. Die Fürstin fragte ihn laut, wo er den ganzen Tag gewesen wäre. Er benutzte diese Gelegenheit, zu ihr in ein Fenster zu treten, und halb laut zu sagen: ich bin sehr unglücklich Ew. Durchlaucht, daß ich Sie bitten muß, Ihr gnädiges Vorwort bei dem Fräulein von Halden zurückzunehmen. Dringende Familienverhältnisse nöthigen mich zu dieser Bitte. Sie kann mir bei Ew. Durchlaucht den Verdacht des Leichtsinnes zuziehen: aber in der That, ich bin nichts als unglücklich! . . . Ich hoffe, daß Ew. Durchlaucht noch nichts für mich gethan haben."

„Alles!" erwiederte die Fürstin mit Bitterkeit. „Das ist zu spät. Sie werden mich doch nicht kompromittiren wollen? Ah, ich errathe, woher . . ."

Selenberg verbeugte sich tief. „Also werden Ew. Durchlaucht mich bedauern! Ihren Händen und Ihrer Gnade überlasse ich mein Glück jezt ganz allein. Ich selbst darf nichts, als schweigen und erwarten. Ew. Durchlaucht errathen meine Lage, und ich fürchte nicht, daß Dieselben sie noch peinlicher machen werden." — Er verbeugte sich tief, und die Fürstin ging an ihren Spieltisch.

Selenberg war diesen Abend zerstreuet; er näherte sich der Fürstin nur mit Zittern, und nahm einen Kammerherrn bei Seite, um über das wandelbare Hofglück zu klagen.

Kurz, die Fürstin hörte bald, so wie der Fürst, zu ihrer Verwunderung, daß Selenberg bei ihr in Ungnade gefallen wäre. — „Der Selenberg ist doch ein ehrlicher Mann!“ sagte der Fürst lächelnd; und die Jagdpartie fiel sehr vergnügt aus. — „Der Selenberg ist doch ein feiner Kopf! sagte die Fürstin.“ Sie behandelte ihn am folgenden Tage bei dem Dinee mit sehr bemerkbarer Kälte; er war zerstreut, und eilte, aus dem Saale zu kommen.

Nach Tische ging die Fürstin mit ihrem Gemahle den Gang zu seinen Zimmern hinunter. „Ich habe,“ sagte sie unmuthig, „eine Klage über den Präsidenten Seelenberg. Er hält bei mir um die Halden an, und ich verspreche sie ihm, da die Partie vortheilhaft ist, und auch die Eltern sie wünschen. Ich sage es der Halden selbst, und meine Damen wünschen auf meinen Befehl ihr schon Glück. Nun tritt Selenberg gestern an mich heran, entschuldigt sich mit Familienverhältnissen, und dergleichen, und will sein Wort zurücknehmen. Sie werden das von ihm so unverschämt finden, wie ich. Verlangt er, daß ich mich vor meinem ganzen Hofe kompromittiren soll? Ich ersuche Sie dringend, mich vor einer so großen Beschimpfung zu sichern. Die Heirath soll und muß zu Stande kommen.“

„Vielleicht,“ erwiederte der Fürst verlegen, „hat Selenberg andere Gründe, die seiner Menschlichkeit Ehre machen.

Man sagt mir, die Halden soll eine bestimmte Abneigung gegen ihn haben; und dann . . ."

„Wie jedes junge Mädchen, dem man eine Verbindung anträgt. Sie sträubt sich, weil sie eine Närrin ist."

„Wenn aber nun diese Weigerung ernsthafter werden sollte, so wäre dieß vielleicht ein Mittel, die Sache abzubrechen."

„Die Halden wird sich nicht lange weigern. Mein Gemahl kann ja doch gewiß nicht zugeben, daß man mich vor dem ganzen Hofe so demüthigt! Das Mädchen soll wollen. Ich bitte Sie, Selenbergen meinen Befehl zu sagen, und ich hoffe, daß schon morgen alles beendigt seyn wird. In einer Sache, die mich und meine Ehre betrifft, werden Sie mich gewiß keine Fehlbitte thun lassen."

„Mais, Madame, y pensez . . ."

„Je sais ce qui convient, et ferai ce qu'il faut. Je ne croirai jamais mon honneur retabli, que quand la Halden sera la femme de Selenberg. Cela doit être, à quelque prix que ce soit!" — Mit diesen Worten ging sie zurück.

Der Fürst fühlte selbst, daß seine Gemahlin diese Forderung machen mußte; und doch hatte er der reizenden Emilie versprochen, sie zu retten; auch wollte er ihr gern sein Wort halten, weil er Antheil an ihr nahm, und weil ihm der Ge-

danke unangenehm wurde, daß sie dem Präsidenten aufgeopfert werden sollte.

In seiner Verlegenheit ließ er Emilien durch den alten Ahrens sagen: „sie möchte noch krank bleiben.“ Den Abend fuhr er auf die Jagd und blieb den ganzen folgenden Tag weg. Emilie wurde von dem Leibarzte für sehr krank erklärt, und Selenberg beurlaubte sich bei der Fürstin auf ein Paar Tage zu einer Reise nach der Stadt, weil, so lange seine Geliebte krank blieb, doch nichts weiter für ihn geschehen konnte.

Der alte Ahrens sprach Emilien noch an diesem Abend ganz unbemerkt. Er erzählte ihr, was der Fürst für sie gethan hatte, und wollte sie doch bereden, dem Präsidenten ihr Jawort zu geben. Als Emilie sich auf den Fürsten berief, zuckte er die Schultern, und sagte: „liebes Fräulein, ich bin hier am Hofe grau geworden, und weis wohl Bescheid. Unser Fürst ist der großmüthigste, edelste Mann, — wenn es sich schickt.“

„Wenn es sich schickt?“ erwiederte Emilie. „Können Großmuth und Gerechtigkeit sich jemals nicht schicken?“

Ja, mein liebes Fräulein, so ist es wahrhaftig! Anderswo kann man seyn, was man will, was man soll; hier aber muß man seyn, was sich schickt. Wir sind hier so lange gut, als es gehen will; dann lassen wir das Gute fahren, und zucken hinterher die Achseln. Verlassen Sie Sich also ja nicht

auf den Fürsten, mein gutes Fräulein. Glauben Sie mir, der Präsident Selenberg ist ein feiner Kopf, der alles überlisten kann. Ich will Ihnen nur gestehen, es würde mich jammern, wenn Sie ihn heirathen müßten; denn Sie haben ganz Recht: er ist ein böser Mensch. Aber, wie gesagt, verlassen Sie Sich hier auf niemanden, als auf sich selbst. Mit dem besten Willen kann der Fürst am Hofe öfters nicht so viel, wie der Handwerksmann tagtäglich in seinem Hause. Es klemmt und hackt sich aller Orten. Wenn die Bürger und Bauern das so wüßten, sie gönnten uns unsre Plaisirs, und hielten sich bei ihrem ruhigen Stücke Brod für weit glücklicher, als wir es jemals werden können."

Emilie wurde durch diesen treuherzigen Ton aufmerksam. Ahrens war, wie jeder am Hofe wußte, ein ehrlicher, unbestechlicher Mensch, und seine Treue gegen den Fürsten ohne alle Flecken. Anfangs mischte er sich in die Kabalen des Hofes, und drang auch zuweilen durch; aber man machte ihn in Kurzem müde. Zuletzt bekümmerte er sich um nichts mehr, als was den Fürsten unmittelbar anging; und auch dann mischte er sich nur in so fern hinein, daß er diesem seine Meinung davon sagte. Er mußte den Fürsten, wie den ganzen Hof, wohl kennen, und sein Wort war also bei Emilien von großem Gewichte. Sie wurde blaß vor Schrecken, und sagte: „o Gott! könnte man so grausam seyn; mich aufzuo-

pfern? Ach, wenn nur mein guter Onkel hier wäre! der würde mich bald retten!"

Der alte Ahrens erkundigte sich näher nach diesem Onkel, und sagte dann: „geschwind schreiben Sie dem Herrn Major! Ich will den Brief besorgen. Es gibt vielleicht einen Augenblick, wo die starre Ehrlichkeit des Mannes die feine List hier über den Haufen rennt."

Emilie schrieb in ihrer Verzweiflung nur einige Worte. Ahrens legte einen etwas längern Brief bei, worin er dem Major einige Maßregeln empfahl: und schon bei Tagesanbruch, als noch Alles schlief, schickte er eine Estaffette nach Sollingen.

Der Major war jezt gewissermaßen auf Emilien böse, weil sie ihm, seit ihrem Aufenthalte in der Residenz, nur ein Einzigesmal, und noch dazu einen kalten, oder vielmehr für ihn unverständlichen, Brief geschrieben hatte. Sie sagte darin: „ich thue meine Pflicht, und bin zufrieden. Es sollte so seyn, und es sei so! Ich habe mein Glück nicht aufgegeben, und werde es auch hier finden, mitten in dem Getöse des traurigen Frohlockens, der armseligen Pracht. Hier stehe ich ganz allein; aber ich bedarf nur meiner selbst. Ich soll mir meine Welt schaffen, und schaffe sie."

Der Major hatte diesen Brief unmuthig auf den Tisch geworfen, und gesagt: „Jungfer Milchen, wenn man an=

fängt in Räthseln zu sprechen, so ist man auf dem Wege zu lügen. Ich glaube, das Mädchen ist hochmüthig geworden. Was soll das alles? „Meine Welt schaffen!" Was muß der liebe Gott denken, wenn ein Mädchen ihr Kleid frisirt, und dann von Schöpfung der Welten spricht! „Ich bedarf nur meiner selbst!" Meinetwegen; „der Hochmuth kommt vor dem Falle!"

Für den guten Major waren diese Räthsel nicht geschrieben, sondern für Seibold, der sich alle Ausdrücke sehr wohl zu erklären wußte, da ihn jeder an eine seiner ehemaligen Unterredung mit Emilien erinnerte. Sein Herz schlug ungestüm vor Freude über diesen Brief, der für ihn eine feierliche Versicherung treuer Liebe enthielt. Er schwieg indeß, weil er sich nicht verrathen wollte. Hennig schüttelte den Kopf noch stärker, als sein Oheim. Er erinnerte sich der verunglückten Entführung, und sagte: „ich weis, lieber Onkel, was der Brief bedeutet; sie gibt Seibolden einen Korb." — „Nun, das steht doch auch nicht da!" — Hennig erzählte jezt sein Abenteuer; und der Major sagte: „wie? sie wollte nicht, guter Junge? Nun so laß sie fahren!" — Man schwieg seitdem von Emilien, so viel man konnte, bis endlich die Briefe von ihr und dem alten Ahrens kamen.

Der Major rief, sobald er nur einige Worte gelesen hatte: „großer Gott! die arme Emilie!" Seibold stürzte auf

diesen Ausruf hinzu, und nahm den Brief, den der Major ihm schweigend hin hielt. — „Herr Oberstwachtmeister, wir müssen fort!“

„Freilich! denn mag es auch seyn, wie es will — der Selenberg soll sie nicht haben. Aber den Kopf will ich ihr waschen, und das recht tüchtig! Was hat sie da am Hofe zu suchen?“

„Sie ist gezwungen worden; sie konnte nicht anders.“

„Sie konnte wohl anders! Aber der Hochmuthsteufel hat sie versucht, oder wohl noch etwas Schlimmeres. Da stürzt sie sich hinein in die Gefahr. Nun schaffe einmal deine Welt! Da bedarf sie ja doch Anderer, sonst würde sie nicht so jammern und wehklagen.“

„Herr Oberstwachtmeister, sie wollte ihre Pflicht thun. Sie verkennen das große Herz des Mädchens.“

„Verkennen? Nein, wahrhaftig nicht! Gott weis, ich nehme meine Mütze mit tiefer Demuth vor Allem ab, was groß ist; aber nichts ist groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Sagen Sie mir, ist der Komödiant, der den Alexander macht, der Alexander selbst? . . . Ich habe das Mädchen lieb; aber deshalb bin ich nicht blind bei ihren Fehlern. Sie hat bei allem, was sie that, immer ihre Nebenabsichten gehabt; und daran sind Sie mit Schuld. Sie tadel=

ten die Wonne, die ihr da Liebhaber, Treue, Umarmungen und Thränen in den Kopf setzte. Liebe und Treue sind eine gute und vollkommene Gabe, wohl nicht schlechter als Großmuth und Selbstüberwindung. Aber es war nur schlimm, daß Emilie den Kopf von Treue und Liebe voller hatte, als das Herz. Nun wollten Sie den Teufel austreiben. . ."

„Lieber, guter Herr Oberstwachtmeister! welche harte Ausdrücke von Ihrer Emilie!"

„Ei, was nicht von Gott ist im Herzen und Kopfe, das ist vom Teufel. Baarer Hochmuth war es. Sie wollte ihrer Treue halber eben so gelobt seyn, wie die Leute da in den Liebesbüchern. Um ihr das aus dem Kopfe zu bringen, erzählten Sie ihr von der Portia, und wie die Frauen weiter heißen. Geschwind warf Emilie die erste Maske weg, weil die neue hübscher war. Ich habe mir hinterher, wenn ich an meinem Grillenfenster saß, das alles an den Fingern abgezählt. Sie wollte immer etwas Anderes seyn, als sie war; das können Sie gar nicht läugnen."

„Aber sie war immer etwas Gutes; das können sie nicht läugnen."

„Ja, allerdings läugne ich das. Sie war es nicht, sie stellte es nur vor. Sie war nicht geduldig, wenn die Mutter ihr alles Herzeleid anthat; sie stellte sich nur so, damit Seibold sie recht lieb haben sollte. Nicht aus Gehorsam ge-

gen ihre Mutter that sie, was man von ihr verlangte; nein, aus Liebe zu Ihnen, Seibold. Sie ist tugendhaft; — Gott lasse sie das immer bleiben! — aber manche Dinge an ihr sind Verstellung, Nachäfferei, nicht Geist und Wahrheit, wie in der Bibel steht. Ein Theil ihres Guten, sagten Sie einmal von einem andern Mädchen, sind Sonnenstrahlen, die man in einem Spiegel aufgefangen hat: sie leuchteten wohl, aber sie wärmen nicht. Sehen Sie da meinen Hennig! Der wird, wenn Gott seinen Segen weiter gibt, ein Mensch, an dem die heiligen Engel ihre Freude haben müssen. Er thut das Gute, wie ich Athem hohle."

„Herr Oberstwachtmeister, Sie halten Emilien für schlecht?"

„Das sag' ich nicht. Sie ist gut, recht gut; aber sie will besser seyn, als sie ist: und das nenne ich Heuchelei, Romanenkram. Darum seh' ich es gern, daß sie einmal gedemüthigt wird, und einsehen lernt, was Menschen ihr seyn können und müssen. Aber hin wollen wir und helfen, so ungern in auch an einen Hof gehe. Ich weis da nichts zu sagen: doch einem ehrlichen Manne, der in einem ehrlichen Handel begriffen ist, kann es an Worten nicht fehlen. Hennig soll mit; aber sie müssen zu Hause bleiben. Wir wollen erst sehen, was aus ihr geworden ist, und wie es steht, daß meine Schwägerin nicht wieder etwas zu schelten hat."

Hennig wurde gerufen, dann sogleich gesattelt, Geld eingepackt; und nun ging es der Residenz zu, so schnell die Pferde nur laufen konnten.

Der Major trat in dem Wirthshause ab, das Ahrens ihm bestimmt hatte, und schickte sogleich einen Boten nach dem Lustschlosse, ihm seine Ankunft sagen zu lassen. Ahrens kam in die Stadt, besuchte den Major, und erzählte ihm wie Alles stand. „Sie sehen," sagte er zuletzt, „der Handel ist gefährlich genug." — „Gefährlich?" erwiederte der Major lächelnd. „Das weis ich nicht zu begreiffen. Se. Durchlaucht können ja nur sagen: ich will nicht! und das Lied ist zu Ende. Da seh' ich nichts Bedenkliches."

Ahrens setzte dem Major nun die Umstände weiter aus einander. Der Major begriff zwar noch immer nichts von dem Allen; indeß am Ende fing er an nachzugeben. „Lieber Herr Ahrens," sagte er, „jeder Stand hat seine Maximen, und zum Richter über Andere bin ich nicht bestellt. Aber — so kann ich ja zu der Fürstin gehen, und ihr sagen, daß Emilie nicht will, und auch nicht soll, weil der Selenberg kein ehrliches Mädchen verdient!" Ahrens sah den dreisten Major mit Erstaunen an; denn ein solcher Fall war ihm noch nicht vorgekommen. „Und wenn die Fürstin dennoch will?" fragte er lächelnd. — „Ei, zum Teufel! da nehm' ich

meine Nichte unter den Arm, setze sie auf ein Pferd, und reite mit ihr davon."

Es konnte nicht eher etwas geschehen, als bis der Fürst wieder da war, den man am folgenden Abend auf dem Lustschloß erwartete. Am dritten Tage sollte der Major sich bei ihm melden lassen, für Emilien um Urlaub zu einer Reise bitten. Dazu mußte er sich entschließen, ob er gleich hundertmal den Kopf schüttelte.

Zum Unglück hatte Selenberg den Major, dessen Gesicht und Figur ihm aus Moorberg her sehr gut bekannt waren, schon eine Stunde nach seiner Ankunft im Wirthshause, am Fenster gesehen. Ein Billet an Karln belehrte diesen von der Gefahr, und von dem Rettungsmittel dagegen. Schnell ging nun ein reitender Bote nach Moorberg, um Emiliens Eltern zu hohlen; Selenberg aber blieb fürs erste noch in der Residenz, weil er auf dem Lustschlosse nicht nöthig zu seyn glaubte.

Der Fürst erfuhr, sobald er zurückkam, die Ankunft des Majors und den Plan seines Ahrens. Auch die Fürstin hörte von dem Major, und es wurde ihr eine so seltsame Beschreibung von dem Manne gemacht, daß sie sich noch fester vornahm, Emiliens Heirath mit dem Präsidenten durchzusetzen. Alles war in gespannter Erwartung, und rechnete auf den Sieg; Karl aber nahm sich vor, jezt, wo möglich, aus dem Spiele zu bleiben. Er hatte endlich gemerkt, daß er es

nicht mit dem Oheim und Emilien, sondern mit dem Fürsten selbst zu thun hatte. Auch war ihm von weitem zu Ohren gekommen, daß der Fürst Emilie reizend fände und oft mit ihr im Bosket spazieren ginge.

Was in aller Welt, dachte er, ist das? — Und von diesem Augenblicke lag ihm nichts mehr daran, daß Emilie dem Präsidenten ihre Hand gäbe. Mit ihrer Liebe zu Seiboldeu schien es ja vorbei zu seyn; denn sie hatte, wie er zuverlässig wußte, seitdem sie sich am Hofe befand, nicht ein Einzigesmal an ihn geschrieben, und sogar nicht einmal mehr von ihm gesprochen; jezt durfte er also mit ihrer Verheirathung um so weniger eilen. Und überdieß fiel ihm Manches ein, das seine erst nur halb gedachte Vermuthung sehr wahrscheinlich machte. Emilie hatte die Liebe der Fürstin in einem so hohen Grade gehabt; auf einmal war sie gänzlich gefallen, und hatte ihm, als er sie um die Ursache befragt, in sehr räthselhaften Ausdrücken geantwortet. Hm! dachte er; des Fürsten Widerwille gegen diese Heirath, die Eifersucht der Fürstin, von der man fast schon öffentlich spricht! Und nun gar der Onkel seit drei Tagen in der Residenz, ohne Emilien gesehen zu haben! Was kann den Hitzkopf bewegen, sich so versteckt zu halten? Warum geht er nicht gerade zum Fürsten oder zur Fürstin? Wahrscheinlich weis er schon, daß er es hier mit der Liebe des Fürsten zu thun hat. Das Al-

les paßt doch sonderbar zusammen. — Karl war an geheime Plane, an Intriguen so gewöhnt, daß er auch hier nichts Andres sehen konnte. O, dachte er lächelnd, wenn hier jeder sein Spiel spielt — warum nicht auch ich? Der Fürst liebt Emilien; die Fürstin ist eifersüchtig; Selenberg will meine Schwester haben; der Major will sie Seibolden geben. Und Emilie? Wenn ich nur wüßte, was die zu thun Willens ist! Ach! sie hat neulich den Fürsten so beredt gelobt! Nun gut: entweder Selenberg, oder . . . — Der Elende wurde roth; aber an diesem Erröthen hatte die Scham weniger Antheil, als die Freude seiner Ehrsucht.

Hm! dachte er endlich: wir wollen ruhig zusehen und abwarten, wie die Würfel fallen. Wenn nur meine Mutter hier wäre!

Als er so mit sich zu Rathe ging, sah er auf einmal den Onkel mit dem alten Hennig durch das Schloßthor reiten, und bemerkte mit Vergnügen in seiner Miene Furchtsamkeit, unentschlossenes Nachdenken. Der Major fragte nach Emilien; und man zeigte ihm den Flügel, in welchem sie wohnte. Karl lief über die Gänge weg nach eben diesem Flügel, und hielt sich verborgen, bis der Onkel hinein war. Dann fragte er im Vorzimmer nach dem Major, schickte den Bedienten nach einem Glase Wasser, horchte, und hörte ganz deutlich: „Hochmuth! . . . Heuchelei! . . . seyn, was du

nicht seyn sollst!" Karl dachte: das sind offenbar Vorwürfe über Emiliens Liebe zu dem Fürsten. Er hörte wieder: — „zum Fürsten selbst gehen! Er soll die Sprache eines ehrlichen Mannes hören!" Warum, dachte Karl, zu dem Fürsten, und nicht zu der Fürstin, die doch an Allem Schuld ist? Ich kann nicht länger zweifeln. — Er ging nun weg, und sann schon auf Plane, wie er das Glück seiner Schwester benutzen wollte.

Bald nachher kamen seine Eltern an, und er empfing sie mit großer Fröhlichkeit. Man kann leicht denken, mit wie vielen Fragen die Mutter ihn bestürmte. Er erzählte, doch nicht mehr, als sie wissen sollte, sprach von Emilien, von dem Fürsten, in einem räthselhaften Tone, und bath, Mama möchte seine Schwester ja recht gütig behandeln. Die Mutter begriff nicht, was Karl wollte, und widersprach ihm; aber er sagte: „glauben Sie mir, das Glück unseres Hauses hängt davon ab, wie Sie Sich jezt benehmen!? und nun hatte sie kein Wort mehr einzuwenden."

Der Major ließ sich unterdessen bei dem Fürsten melden, bei dem sich gerade auch seine Gemahlin befand. „Der Major von Halden?" sagte der Fürst verwundert. „Jezt nicht! morgen! Was will der Mann? Oder — ich lasse ihn auf heute Abend zum Spiele bitten." — Die Fürstin lächelte. Der Major, dem Ahrens seine Rolle gegeben, und den er

nach langen Bemühungen endlich zu einer Unwahrheit beredet hatte, kam Abends, näherte sich dem Fürsten, als seine Gemahlin neben ihm stand, und bath in den einfachsten Ausdrücken: „Se. Durchlaucht möchten seiner Nichte erlauben, auf einige Wochen zu verreisen, weil ein Familien-Arrangement es nothwendig mache." — Der Fürst erwiederte: „ich bewillige Ihre Bitte von Herzen gern, und zweifle nicht, daß meine Gemahlin es auch thun wird. An die müssen Sie Sich noch wenden. Uebrigens wünsche ich Ihnen Glück, Herr Major, zu der Verheirathung Ihrer Nichte mit dem Präsidenten Selenberg."

Der Major, antwortete keine Sylbe. Die Fürstin sagte, mit einem triumphirenden Blicke: „Ihre Nichte ist zwar krank, Herr Major, und mein Leibarzt hat ihr sogar untersagt, das Zimmer zu verlassen; indeß, wenn Sie darauf bestehen. . ." — Der Major verbeugte sich ohne zu antworten.

Die Fürstin fühlte wohl, daß sie das Verlangen des Majors nicht verweigern konnte. Sie wendete sich ab, und sah rings umher, ob Selenberg nicht da wäre. In dem Augenblicke trat Karl in die Thür, und grüßte den Major. Die Fürstin sagte zu ihm: „Ihre Schwester will mit Ihrem Onkel auf einige Zeit nach Hause." — „Mit meinem Onkel?" erwiederte Karl, und starrte erst die Fürstin, und dann den Fürsten an. Dieser bestätigte es; er sah aber dabei so zwei-

deutig aus, daß Karl glaubte, er dürfte ohne Bedenken sagen: „daran zweifle ich in der That, Ew. Durchlaucht. Meine Eltern . . .“

Die Fürstin unterbrach ihn. „Eben eines Familien-Arrangements wegen, hat ja der Major, wenn ich recht verstanden habe, den Auftrag, Ihre Schwester abzuhohlen. — Wann gehen Sie ab Herr Major?“

„Morgen mit dem Früheſten.“ „Dieß Familien-Arrangement,“ sagte Karl mit einem boshaften Lächeln, „ist jezt wohl unnöthig, da . . .“

„Sehr nöthig!“ fiel der Major ein, dem bei dieser Unterredung gar nicht wohl zu Muthe wurde; „sehr nöthig!“

„Jezt nicht mehr; denn eben dieses Arrangements wegen sind meine Eltern hieher gekommen. Sie bitten um die Gnade, morgen Ew. Durchlaucht ihre Ehrfurcht bezeugen zu dürfen.“

„So?“ sagte der Major, hoch erröthend. „Die sind also hier? Nun, dann ist es nichts.“ Er zog die Stirn in Falten, und sah bald den Fürsten, bald die Fürstin an. Endlich brach er los. „Das Arrangement, Ew. Durchlaucht, (zu der Fürstin) war nichts Anders, als meine Nichte vor einem Manne zu bewahren, für den sie kein Herz hat, und für den sie, die Wahrheit zu sagen, viel zu gut ist. Ich

wollte, dieser Mann, der Präsident Selenberg, wäre hier!" Er suchte ihn mit den Augen.

„Ich bedaure," erwiederte die Fürstin; da kommen Sie zu spät, Herr Major. Diese Heirath ist decidirt."

„Ich bitte unterthänig um Vergebung. Eine Heirath zu hindern, kommt man vor der Kopulation nie zu spät."

„In der That zu spät, Herr Major!" sagte der Fürst, „meine Gemahlin hat ihr Wort gegeben."

„Ew. Durchlaucht sind wohl so gnädig, ihr Wort einmal zurückzunehmen; denn es würde dem Mädchen ihr Glück, das Glück ihres ganzen Lebens, kosten. Ich trete nicht gern einen Wurm tod, und wenn ich ihn sehe, so ziehe ich den Fuß wieder zurück, den ich schon aufgehoben hatte."

„Sie verlangen in der That zu viel, Herr Major!" sagte der Fürst.

„Das Glück, das ganze irdische, ja vielleicht auch das ewige Gülck eines Menschen verlange ich; und das kann freilich kein Fürstenthum bezahlen."

„In der That, Ihr Ton ist sehr bestimmt, Herr Major!" sagte die Fürstin mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich den Ton nicht treffe, Ew. Durchlaucht, der hier im Gange ist, so halten Sie mir das zu Gnaden. Ich habe nie vor Fürsten gestanden, ausser vor dem grossen Kö-

nig, und das immer nur mit dem Säbel in der Hand, dem Feinde gegenüber. Wenn man da den Tod und die Ewigkeit vor sich hat, so denkt man nicht auf Redensarten. Halten Sie es einem alten Manne zu gute, wenn ein Wort in die Queer mit unterlaufen sollte. Ich habe meine Nichte lieb: sie ist meines Vaters Enkelin; und könnte ich hier schweigen, Ew. Durchlaucht, hier, wo es auf ihr ganzes Glück ankommt: so würde ich nicht das Herz haben, die Bibel wieder aufzumachen; denn ich könnte gerade den Spruch treffen: Fürchtet euch aber vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Also bitt' ich Ew. Durchlaucht. . ."

„Ich dächte," unterbrach ihn Karl, „diese Sorge gehörte zunächst den Eltern; und meine Eltern sind hier."

„Leider! und das macht meine Angst um Emilien noch größer. Lassen Ew. Durchlaucht mich nicht gehen, ohne meine Bitte zu gewähren."

„Es ist doch in der That nicht meine Sache," erwiederte die Fürstin, zu entscheiden, wem die Tochter gehört; dem Onkel oder den Eltern." — Mit diesen Worten ging sie zu ihrem Spiele.

Der Major schüttelte den grauen Kopf, blickte wie trostlos, in dem hellen Saale umher, und schlug dann die Augen zu Boden. „Hier," sagte er halblaut, „sollte kein Mensch mit solchen Empfindungen stehen, wie ich!" Auf einmal wen-

dete er sich wieder an den Fürsten. „Ja, Ew. Durchlaucht, es ist wahr; den Eltern gehört die Entscheidung, und wenn sie auch wären wie Feinde! . . . Ist denn der Herr von Selenberg nicht hier?“ Sein Gesicht war bei dieser Frage dunkelroth. Der Fürst sah Karln ernsthaft an; und dieser ging. — „Herr Major,“ sagte der Fürst alsdann, „Sie werden hitzig. Eine Unbesonnenheit würde sich für ihr graues Haar nicht schicken. Sprechen Sie Selenbergen nicht früher, als bis Sie weiter von mir hören. Ich hoffe, daß alles gut gehen wird.“

„Das gebe Gott, Ew. Durchlaucht! Ich habe meinen Säbel und meine Pistolen nie anders gebraucht, als gegen den Feind; aber an das Glück des jungen unschuldigen Mädchens könnt' ich wohl noch einmal mein Leben wagen. Gott behüte mich davor!“ Er empfahl sich, und ging zu Emilien, wo er ihre Eltern antraf. Zu seiner Verwunderung behandelte die Mutter ihre Tochter, nach des Kammerjunkers Rathe, mit der größten Güte. Er blieb nur einige Minuten, gab Emilien, als er ihr beim Abschiednehmen die Hand drückte, einen Wink mit den Augen, und ritt dann sogleich wieder nach der Residenz, ohne unterwegs ein Wort mit seinem alten Hennig zu sprechen.

Der junge Hennig fragte ihn, sobald er wieder auf dem Zimmer war: „wie steht es? wie ist es?“ — Der Major er-

zählte. „Aber,“ sagte er zuletzt, „Emilien haben wir halb und halb unrecht gethan; sie hat ihren Seibold noch immer von Herzen lieb.“ Man überlegte nun, was weiter zu thun sei. „Geht es nicht“ sagte der Major, „so will ich einmal bei dem Selenberg anklopfen. Er hat kein Gewissen, und ist also feigherzig. Aber, wenn er auch das nicht ist, — mein rechter Arm wird ja noch den Säbel führen können!“

Jezt stritten sich der Neffe und der Oheim, wer von ihnen Beiden ein ernsthaftes Wort mit Selenbergen reden sollte. Der alte Hennig machte dem Streite ein Ende. „Welcher ehrliche Mensch,“ sagte er, „wird sich mit dem Schurken schießen oder hauen? Während Sie, lieber Herr Oberstwachtmeister, da umherzogen von Milchen zu dem Kammerdiener, und von dem die große breite Treppe hinauf in den hellen Saal, da ließ ich dem Hans die Pferde, und spionirte ein wenig die Wege auf und ab. Ich dachte, was läuft doch der Herr, und kredenzt, und läßt sich pudern, und steckt da noch auf seine alten Tage zwischen dem seidenen Volke? Ich in seiner Stelle ließe einen Wagen hinter das kleine Wäldchen fahren, und gäbe Emilien einen Wink. Sie käme herunter, setzte sich ein, und es ginge fort nach Sollingen. Da ließ' ich sie mit Seibolden kopuliren, und der Tanz wäre zu Ende.“

Der junge Hennig fand diesen Gedanken vortrefflich.

„Lieber Onkel," sagte er, „das ist der sicherste Weg! Mit den Menschen hier richten wir nichts aus."

„Nein, Hennig," erwiederte der Major; „das geht nicht! Dem Fürsten eine Hofdame so vor der Nase wegzukappern, das könnte uns übel bekommen. Die Eltern würden klagen; dann müßten wir Emilien wieder herausgeben, die Heirath würde kassirt, und das Herzenleid wäre noch größer. Das ist also nichts. Freilich, wenn nichts auf der Welt mehr helfen wollte, Gesetze und Menschen nicht: dann dürften wir; aber nicht eher."

Der Fürst sagte zu Ahrens bei dem Auskleiden: Alter, das war wieder nichts mit dem Major! Wir machen die Halden nicht los. Meine Gemahlin hat nun einmal ihren Kopf darauf gesetzt. — Der Major ist aber ein herrlicher alter Mann. Du hast Recht, man freuet sich, einmal einen Menschen zu hören, der das Herz auf der Zunge trägt. Aber die Eltern der Halden sind hier, und beinahe argwohne ich, auf Selenbergs Betrieb. Wenn du nicht noch einen andern Rath weist, so ist es vorbei. — Ahrens breitete sich erst recht weitläuftiger über Selenbergs Charakter aus, und bewies dem Fürsten, daß es schändlich seyn würde, das keusche, unschuldige Mädchen einem solchen Wollüstlinge zu übergeben. „Der Selenberg hat viele Mädchen auf seinem Gewissen, Ew. Durchlaucht! . . . (Er schien mit sich selbst zu kämpfen, ob

er noch mehr von dem Präsidenten sagen sollte.) — Es gibt noch ein Mittel, Ew. Durchlaucht: Gewalt. Und dazu ist der Major der rechte Mann; auch der Bruder des Fräuleins, den er bei sich hat, ein Engel von einem jungen Menschen, Ew. Durchlaucht!"

„Gewalt, alter Ahrens? Gewalt? Bedenkst du auch ... ?"

„Ich habe bedacht, Ew. Durchlaucht."

„Und was sollte dabei herauskommen? Der Major brächte die Halden nach Sollingen; die Eltern reklamirten sie; meine Gemahlin forderte Genugthuung: und — könnte ich sie verweigern? Das hieße unsere Freunde aus dem Regen in die Traufe führen."

Ahrens sann einen Augenblick nach, und sagte dann: „wahr, Ew. Durchlaucht! Nach Sollingen darf sie nicht; auch muß der Major nichts von der Sache wissen. Aber, Ew. Durchlaucht, ich, ich! Auf mich hat kein Mensch Verdacht. Ich will die Halden entführen. Ja, wahrhaftig! so geht es! Das trifft sich alles vortrefflich!"

„Aber, daß ich nicht in Verlegenheit komme! ... Wohin willst du sie bringen? Meinst du, man wird nicht nachforschen?"

„Da forschst kein Mensch, Ew. Durchlaucht. Zu meinem Schwager nach Waldengrund! ... O, es geht alles

glücklich!" — Er kämpfte wieder mit sich selbst, ob er dem Fürsten nicht jezt etwas entdecken sollte, das er so lange verschwiegen hatte.

Ahrens bath Emilien in einem Billet, mit dem Schlage Eins an der Treppe zu seyn. Er selbst ging vor Emiliens Zimmer, und lauerte, bis sie allein war. Dann öffnete er die Thüre, warf das Billet hinein, und war den Augenblick wieder verschwunden. Emilie entschloß sich sogleich. Um ein Uhr stand sie, mit einem Bündel Wäsche und Kleidung, bereit. Ahrens führte sie durch die Zimmer des Fürsten eine geheime Treppe hinunter in das Wäldchen; und nach zwanzig oder fünf und zwanzig Minuten standen sie Beide an einem leichten offnen Wagen. „Hier, Bruder," sagte Ahrens, „hast du die Mamsell Schlütern. Es ist doch wahr, daß du Niemanden gesprochen hast? Denn sonst . . ." — „Das weist du ja!" antwortete eine tiefe Baßstimme. — „Gut, so laß die Pferde ein wenig rasch laufen, und am Tage mag die Mamsell Schlütern sich in dem Wagen niederlegen. Adieu, Bruder; und grüße zu Hause."

Die Pferde flogen in vollem Trabe davon: und Ahrens kam eben so unbemerkt wieder auf das Schloß, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Morgen wurde Emilie vermißt. Ihr Garderoben-Mädchen dachte: sie wird bei ihren Eltern seyn.

Aber bald kam die Frau von Halden, und fragte nach ihrer Tochter. — „Ich glaubte," sagte das Mädchen, „sie wäre bei ihnen. Gewiß ist sie wieder im Bosket." — Um zwölf Uhr kam der Major, und erkundigte sich nach Emilien. Man ließ sie suchen, und sie war nicht zu finden. Jezt gerieth man in Verlegenheit. Das Garderoben-Mädchen und die Kammerjungfer durchsuchten Emiliens Kleider und Wäsche. Es fehlte ein Theil davon, und auch ihre Briefe waren weg. Nun konnte man nicht länger zweifeln, daß sie entflohen wäre.

Karl glaubte, der Onkel hätte sie entführt, und sprengte nach der Stadt. Dem Major, der ihm bald nachfolgte, fiel Selenberg ein. Jener erkundigte sich in dem Wirthshause, und erfuhr, daß der Major, so wie seine Begleiter, sehr ruhig geschlafen hätte, und daß er erst gegen eilf Uhr mit einem alten Husaren ausgeritten wäre. Er ging zu Selenbergen, und sagte bestürzt: „Emilie ist fort!" — Selenberg erwiederte todenbleich: „dein toller Onkel!" — Fast in demselben Augenblicke flog die Thüre auf, und der Major fragte wüthend: „wo ist Emilie, Herr Präsident?" Selenberg war erschrocken, und Karl erzählte. Auf einmal fiel dem Major ein, daß Emilie Kleider mitgenommen hatte, und daß sie also freiwillig gegangen seyn mußte. Er sagte: „nein, Sie haben das Mädchen nicht!" Mit diesen Worten ging er sogleich wieder weg, ohne Abschied zu nehmen.

„Sollte der Fürst . . . ?" sagte Karl. — Selenberg lächelte. „Du bist ein Narr, Halden! . . . Und doch," setzte er nachsinnend hinzu, — „und doch kannst du Recht haben! In vier und zwanzig Stunden wollen wir wissen, wo sie ist. Laß mich nur! Meine Kleider! Wenn der Major sie nicht hat!"

Es wurden ein Paar Bedienten abgeschickt, alle Fuhrleute in der Stadt auszufragen; auch erkundigte man sich genau an den Thoren. Ein Kutscher aus der Stadt hatte sie nicht gefahren; also ging er hinaus nach dem Lustschlosse. Die Fürstin ließ Selenbergen sogleich zu sich kommen, und sagte: „die Halden ist fort. Noch hat man keine Spur, wohin sie seyn mag. Wissen Sie etwas davon? — Selenberg zuckte die Achsel, und fing weiter an zu forschen. Es fehlte kein Wagen und kein Pferd auf dem Lustschlosse; auch hatte sich keiner von des Fürsten Leuten gerührt. Nun wurden die umliegenden Dörfer durchsucht; aber auch da war keine Spur zu finden.

Der Major, sein Neffe, Hennig und Hans streiften in der ganzen Gegend umher, und kamen erst den andern Tag zurück, ohne nur das Mindeste entdeckt zu haben. — Der Fürst selbst schickte Leute aus; doch auch die konnten natürlicher Weise eben so wenig etwas erfahren. Man kam zu Tische, zum Concert, und beobachtete einander, ohne von der Sache zu sprechen.

Die Mutter tobte, und schalt auf den Major, der noch immer bei ihr in Verdacht stand. Karl sagte lächelnd: „der Major hat Emilien nicht entführt; ich glaube — der Fürst selbst!" — Das kam der Mutter ganz unerwartet. „Der Fürst?" rief sie, und wollte sogleich nach dessen Zimmern. Karl konnte sie kaum aufhalten. „Wenn es so ist," sagte er bittend, „so begreifen sie doch wohl, daß Emilie eingewilligt hat; und was wollen Sie dann machen?" — „Wie?" rief die Mutter: „Emilie Maitresse des Fürsten?" Sie tobte sehr; doch Karl sagte: „geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und es ist der Klugheit gemäß, so großen Vortheil aus der Sache zu ziehen, als nur möglich. Ich bitte Sie, Mama, lassen Sie dem Major nichts merken. Der würde mit seiner Hitze alles verderben."

Es währte in der That lange genug, ehe Karl seine Mutter überreden konnte, ruhig zu seyn; doch endlich begriff sie, daß bei der Sache nichts zu thun wäre, und daß Emilie, als Maitresse des Fürsten, ihren Karl außerordentlich heben könnte. Liebe zu ihrem Sohne überwand bei ihr das Gefühl der Schande.

Der Major, der ebenfalls mit seinem Verdachte bei dem Fürsten stehen blieb, ging zu dem alten Ahrens, um seinem Herzen Luft zu machen. Ahrens lächelte, und entdeckte ihm nach einigen Vorbereitungen den Zusammenhang. Er machte

dem Major begreiflich, daß Emilie in Sollingen nicht sicher gewesen wäre, und versprach ihm, daß er öfters Briefe von ihr bekommen sollte.

Daß der Major nunmehr sehr ruhig war, bestrafte Karln für seine Niederträchtigkeit. Er konnte das nimmermehr seyn, ohne Emiliens Aufenthalt zu wissen; und, wenn er wußte, daß der Fürst sie entführt hatte, so war seine Ruhe unbegreiflich. Sollte es dennoch sich anders verhalten? dachte Karl mit großer Angst und bei den quälendsten Zweifeln. Selenberg allein blieb thätig. Er ließ sich auf allen Lust- und Jagdschlössern im Lande erkundigen; doch nirgends wußte man etwas von Emilien. Sobald der Fürst zu Pferde stieg, erfuhr Selenberg durch die bestochenen Reitknechte, wohin es ging; aber er hatte sein Geld vergebens angewendet.

Der Major ritt wieder nach Sollingen, so bald Emilie ihm geschrieben hatte, daß sie ruhig und glücklich wäre. Auch die Eltern wollten zurückreisen, und empfahlen sich bei Hofe. Die Fürstin fand in der Ruhe, welche sie an der Frau von Halden bemerkte, einen Beweis, daß sie in die Schande der Tochter gewilliget hatte, und behandelte sie daher mit auffallender Verachtung; desto freundlicher war der Fürst. Nun ärgerte die Frau von Halden nichts mehr, als daß sie so

ganz verschweigen mußte, welch ein Glück ihre Tochter gemacht hatte!

Selenberg hörte nicht auf zu forschen. Nach einigen Tagen sagte er mit großer Freude zu Karln: „endlich bin ich auf der Spur!“ — Karl erschrack, war dann kalt, und suchte Selenberg abzulenken. Nun kam es zu einem Wortwechsel zwischen Beiden, und am Ende verließen sie einander kalt, doch höflich. Karl war wie berauscht von dem Gedanken, daß seine Schwester die Geliebte des Fürsten sei, und nahm einen sehr schneidenden Ton an. Der Hof, der dasselbe glaubte, drängte sich jezt an ihn: ein neuer Beweis für die Fürstin, daß es so war, wie sie dachte. Natürlicher Weise behandelte sie Karln, besonders da sie seine Anmaßungen sah, nun mit augenscheinlicher Kälte, und war in ihrem Betragen gegen ihn bisweilen hart, bisweilen spöttisch. Das verdroß Karln; und in dem Gefühle seiner jezigen Wichtigkeit ließ er sich einige Nachlässigkeiten zu Schulden kommen. Die Fürstin behandelte ihn nun einmal öffentlich mit Härte. Darüber fand er sich sehr beleidigt, und ging zu dem Fürsten, um Genugthuung zu verlangen. Er brachte seine Klage vor, und sezte dann mit einer Verbeugung hinzu: „es ist nichts als Haß gegen meine Schwester, der mich trifft!“ — Der Fürst sah ihn kalt, mit Verachtung an, und sagte: „ich befehle Ihnen, meine Gemahlin um Verzeihung zu bitten, daß

Sie sich über sie beklagt haben; und dann erlaube ich Ihnen, um Ihren Abschied anzuhalten."

Das war ein Donnerschlag für den Kammerjunker. Sobald er sich von seinem Schrecken wieder erhohlt hatte, wendete er sich schriftlich in den demüthigsten Ausdrücken an den Fürsten. Dieser schrieb mit eigener Hand unter den Brief: „es bleibt durchaus bei meinem Befehle."

Karl forderte nun seinen Abschied, bekam ihn, und hielt sich dann noch einige Monate in der Residenz auf. Er hoffte, irgendwo angestellt zu werden: aber man hatte ihn vergessen, und mußte sich auf seinen Namen besinnen, wenn man ihm begegnete. Endlich ging er tief gedemüthigt, doch mit Gift und Galle im Herzen, nach Moorberg.

Man kann sich die Empfindungen der Mutter denken, als sie die Ungnade ihres Lieblings erfuhr, und als er nun selbst zurückkam. Sie und ihr Karl quälten sich mit einer Menge von Zweifeln, Vermuthungen und neuen Planen. Ist Emilie die Geliebte des Fürsten, oder nicht? Wahrscheinlich das Letztere! Aber wo mag sie denn seyn? Warum blieb der Major, als sie verschwand, so ruhig? Weis er ihren Aufenthalt? Welchen Plan kann er wohl haben? Ist er Schuld daran, daß Karl in Ungnade gefallen ist? und wie läßt sich das nun wieder gut machen? — Die Ehrsucht ist ein Orkan, der in jedem Augenblicke umspringt, und das Herz

von allen Seiten erschüttert. Hoffnung und Furcht, Gefühl von Rachbegierde und Demüthigung, Stolz und Scham trafen wechselsweise die Seelen der Frau von Halden und ihres Sohnes.

Karl hatte indeß durch seine Entlassung aus den Diensten des Hofes doch etwas gewonnen; der Graf von Espenbruch begegnete ihm jezt, wegen des ähnlichen Schicksales, das sie Beide betroffen hatte, mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Die Freundschaft zwischen Ransleben und Moorberg wurde mit jedem Tage genauer. Hier hoffte man stärker als jemals auf eine künftige Verbindung beider Familien, und machte schon Anspielungen darauf, bei denen der Graf sehr angenehm zu lächeln pflegte.

Von dem Major war alles Unglück, das die Frau von Halden erlitten hatte, entweder geradezu oder doch mittelbar entstanden; daher befürchtete sie, daß er auch diesen Plan verderben könnte. Um dieß zu verhüten, erzählte sie von ihm und ihrem Sohne Hennig alles Böse, das sich nur irgend wahrscheinlich machen ließ. Auch Emiliens Flucht wurde ganz auf die Rechnung des Majors geschrieben. Bald sollte er selbst das Mädchen irgendwo versteckt haben, um sie seinem Seibold zu geben; bald hatte er sie, mit Hennigs Hülfe, an den Fürsten verkuppelt. Um recht sicher zu gehen, trieb die Frau von Halden ihren Tadel und ihre Verläumdung so

weit, daß selbst dem Grafen ihre Erbitterung am Ende auffallen mußte.

In der That schienen der Major und seine Familie dazu bestimmt die Strafe der Moorberger zu seyn; und daran war wieder Hennig Schuld. Die Reviere von Ransleben und Sollingen stießen zusammen. Hennig liebte die Jagd, und traf daher öfters auf den Förster und die Jäger des Grafen. Er konnte nun einmal keinen Menschen bei sich vorüber gehen lassen, ohne ihm ein freundliches Wort zu sagen; und so liebten die Leute in Ransleben schon längst den jungen, freundlichen und muntern Edelmann von Sollingen, der immer seine Liqueurflasche und seinen kalten Braten mit ihnen theilte. Jeder Freund der Jagd mußte auch Hennigs Freund seyn; denn er hatte die besten Hunde, wußte, wo jeder Hirsch stand, that nie einen Fehlschuß, hatte immer ein Jagdgeschichtchen auf der Zunge, und für die Jäger bei jeder Gefälligkeit, die sie ihm erwiesen, einen Gulden in der Tasche. War in dem Ransleber Revier Treibjagen, so wurde der junge Hennig von Halden gewiß dazu gebeten; und der Graf wußte es nicht, weil er nie auf die Jagd kam, so sehr er sie auch liebte. „Ein Mitglied des Corps diplomatique! und eine Jagdtasche auf dem Rücken! Behüte Gott! das wäre wie ein Geistlicher mit Würfeln und Karten in der Tasche."

Der junge Hennig, den auch die Sollinger aus Einem Munde lobten, stand in Ransleben bei dem Gesinde in dem allerbesten Rufe. Der Graf erfuhr davon nichts, weil er mit seinen Leuten nie etwas mehr sprach, als höchstnöthige Worte; auch dem Fräulein wurde nichts gesagt, weil man sie allgemein als Hennigs Feindin kannte. Aber die junge Gräfin Louise hörte desto öfter von Hennig manches erzählen. Wenn ihr Vater und die Cousine ausfuhren, und sie zu Hause ließen, so ging sie in den Garten, oder auf einen Augenblick in die Gesindestube, um den Leuten etwas zu schenken, oder, wenn sie nichts hatte, ein Paar freundliche Worte mit ihnen zu sprechen: ein Fehler, den sie sich, trotz allen Vorstellungen ihres Vaters, und trotz allem Sticheln ihrer Cousine, nicht abgewöhnen konnte. Er rührte von der Erziehung ihrer Mutter her, die eine sehr gute, verständige Frau gewesen war, und ihre Tochter, besonders auf dem Lande, wo sie mehrere Jahre mit ihr zubrachte, die Menschen lieben gelehrt hatte.

„Louise!" sagte der alte Graf, wenn er einmal wieder die Folgen dieser Erziehung bemerkte: „lieben! ja! das mußt du. Die Leute sind Menschen wie wir, und vor Gott uns gleich. Nur sprechen sollst du nicht mit ihnen, dich nicht mit ihnen abgeben. Es geht mir wirklich nahe; aber es schickt sich doch nicht anders."

Louise begriff nicht, wie man Menschen lieben könne, ohne es ihnen zu sagen, und sie folgte dem Triebe ihres Herzens, obgleich so heimlich als möglich, um ihrem Vater keinen Verdruß zu machen. Ihre Jungfer, ein junges freundliches Mädchen, ging, wenn die Herrschaft nicht zu Hause war, hinunter zu dem Jäger. Louise folgte ihr nach, und blieb zwar in der Thüre stehen, kam aber doch ins Plaudern. „Was hat er heute geschossen, Jäger? Ich möchte auch wohl ein Jäger seyn! Die können recht herumlaufen! Aber ein Thier todschießen; nein, das könnt' ich nicht." Nun erzählte der Jäger fürchterliche Geschichtchen von wilden Schweinen, von Bären, von dem wüthenden Heere, Irrwischen, und mehr dergl. Dann kam er auf Hennigen, hielt ihm eine Lobrede, verglich ihn mit der Gräfin Louise, und schloß zuletzt; „ja, gnädige Gräfin Louise, ein besserer Mensch, als der Herr von Halden, ist hier nicht im ganzen Revier auf fünfzig Meilen in die Runde. Er würde sein Leben mit unser einem theilen, wenn man's verlangte! Das Herz aus der Brust gäbe er hin! Das ist ein Engel von einem Menschen! Ich habe schon tausendmal gesagt: unsere Gräfin Louise und der Herr von Halden! Ja wenn alle Herrschaften so wären, man ließe sich für sie todschlagen."

„Mit seinem Herrn von Halden! O, ich weis wohl, warum der bei ihm so in Gunst steht! Weil er mit ihm Taback raucht, und ihm Braten und Liqueur gibt!"

„Darum nicht! wahrhaftig nicht! sondern, weil er so gut, so freundlich ist, mit jedermann spricht, und allenthalben hilft, wo er nur kann. Sehen Sie, neulich — wir gehen wohl zuweilen in das Sollinger Revier — da begegne ich ihm. Er hat eine Last Holz auf dem Rücken, die er einem alten Manne aus Saarßen bis vor dem Wald trägt; und so im Tragen — es war ordentlich rührend anzusehen; ich ging neben her hinter den Büschen — da las er dem alten Manne recht derb den Text über das Stehlen. Der Alte hatte nämlich das Holz gestohlen, und die Last nicht fortschleppen können; und darüber war der junge Herr dazu gekommen. So wie er mich nur bemerkte, hörte er gleich auf zu schelten, und sprach so, als wenn er dem Alten das Holz geschenkt hätte. Ich mochte reden, was ich wollte, er trug es bis an die rothe Breite; und nun sagte er zu dem Alten: „Vater, Ihr könnt Euch alle Woche eine Tracht Holz hohlen." Als er fort war — denn sehen Sie nur, gnädige Gräfin, bei so etwas macht er sich immer geschwind davon, als ob er sich schämte, daß er so gut ist — da setzte der alte Mann sich auf sein Bündel Holz, und erzählte mir Alles, und sagte: „lieber Gott, warum ist der nicht unser Herr!" (Saarßen gehört, wie Sie wohl wissen werden, nach Moorberg.) Und der alte Mann weinte wie ein Kind. Nun nahm ich das Holz auf, und trug es ihm bis nach seinem Dorfe. Man wird ja gleich selbst mit gut, wenn man so etwas sieht.

Das ist nur Eins, gnädige Gräfin; ich könnte Ihnen aber wohl tausend solche Stückchen erzählen." — Indeß der Jäger so sprach, kamen der Koch, der Gärtner und die übrigen Bedienten dazu, und nun wußte der Eine von dem jungen Herrn von Halden immer noch mehr Gutes, als der Andere, weil Alle ihn kannten und liebten.

Die Gräfin sagte wohl dazwischen: „ja, aber seine Mutter haßt ihn doch so!" Dann aber nahm der Koch, ein halber Gelehrter, das Wort, und erklärte ihr, wie das zuginge. Das ist ein Instinkt, gnädige Gräfin, oder eine Sympathie, oder eine natürliche Abneigung. Sehen Sie, das gnädige Fräulein können den Geruch der Rosen nicht leiden; das ist auch so ein Instinkt! — Alle Andern bestätigten, daß es so wäre. Der Koch sagte zuletzt: „ja! ich habe einen Wunsch. Sagen will ich ihn nicht; aber er betrifft unsre schöne Gräfin Louise und den Herrn von Halden." — Förster, Jäger, Gärtner und Kutscher schüttelten ihm die Hand. „Da hast du Recht, Koch! Das gebe Gott einmal! Hier im Hause sollte es gute Zeit werden!" — Die Gräfin Louise lachte recht herzlich, und hüpfte heiter in den Garten.

Solche Unterredungen führte sie oft; und die Folge davon war, daß sie immer besser von Hennigen dachte, besonders seitdem der Jäger ihr gesagt hatte, daß er dem jungen Herrn von Halden oft Stundenlang erzählte. „Nun, was er-

zählt Er ihm denn?" — „I, von Allen, was hier vorgeht, und was ich nur weis: manch liebes Mal auch von Ihnen." — „Ja, da mag Er schöne Dinge erzählen! und da wird der Herr von Halden wohl recht zuhören!"

„So?" sagte der Jäger; „zuhören? Er hat mir ja schon von Ihnen erzählt, wie Sie da — ich weis es nicht mehr recht — als das Fräulein Halden ins Wasser gefallen ist. Da hätten Sie, sagte er, so treulich geholfen, und wären so naß geworden. Und sie wären so gut, wie ein Engel: und wenn er und der Herr Major bei Tische so manchmal die besten Menschen zusammen zählten, so ständen Sie immer mit oben an. Und das sagt er mit solcher Liebe und solchem Respect, daß ich ihm schon darum gut seyn würde, wenn er auch nicht so ein Engel wäre, wie er ist."

Louise lachte; aber in Kurzem konnte sie ein solches Gespräch gar einleiten, und den Koch auf seinen Instinkt bringen, von dem er dann sehr bald auf die Frau von Halden und dem jungen Herrn in Sollingen überging. Sie hatte Hennigen seit der Begebenheit in Moorberg nicht wieder gesehen; aber ihr Wohlwollen für ihn wurde mit jedem Tage deutlicher.

Karl, der jezt sehr oft in Ransleben war, zitterte bei dem Gedanken, daß der Graf wieder mit dem Major in Bekanntschaft gerathen möchte. Er wollte die beiden Häuser

auf ewig entzweien, und dazu fand er bald ein Mittel. Seit langer Zeit gehörte zu dem Gebiethe von Sollingen eine schöne Wiese, die mitten in dem Umfange der Ranslebischen Gränze lag. Dieses Grundstück hatte schon öfters Streit zwischen den Herren der beiden Güter veranlaßt. Der von Sollingen war im Besitz; allein die darüber geführten Processe machten es immer zweifelhafter, ob auch mit Recht. Schon verschiedenemale hatte der Tod des einen oder des andern Gutsbesitzers den Streit in Vergessenheit gebracht, ohne daß er jemals wirklich geendigt worden wäre.

Der Major haßte nichts in der Welt stärker, als einen Proceß, weil ihm die Langsamkeit der Justiz im höchsten Grade zuwider war. „Nein," sagte er, „ich könnte das sonnenklarste Recht aufopfern, um nur nichts mit Akten und solchem Kram zu schaffen zu haben. Ja, wenn es bei uns auch so wäre, wie in dem Lande des großen Königs! Aber hier geht ja die Justiz immer ihren Weg wieder zurück, um nur einen Schritt vorwärts zu kommen. Behüte mich Gott davor! Wenn ich nur einen halbwege ehrlichen Mann zum Gegner hätte, so ritte ich gleich zu ihm, sagte ihm meine Gründe, und hörte seine dagegen. Es wäre doch närrisch, wenn vier gesunde Menschenaugen nicht so gut sehen sollten, was Recht und Unrecht ist, als die Herren, die Alles so verklauseln, bestempeln, unterschreiben und beschwören lassen, als ob die Menschen lauter Spitzbuben wären."

Dem Grafen lag die Wiese gar nicht am Herzen: auch hatte er sie noch niemals gesehen. Aber — er war in Regensburg gewesen. Dort hatte er für seinen Hof einmal mit einem andern ein Arrondissements-Geschäft gehabt, und es mit großem Beifall beendigt. Er bildete sich nicht wenig auf diese Unterhandlung ein, und hielt sich ihretwegen für einen großen Staatsmann. Es war ihm sehr ärgerlich, daß die Geschichte von ihrem glücklichen Erfolge so gänzlich schwieg; aber desto öfter sprach er davon, und wie von einer Sache, aus der für ganz Europa Glück und ewiger Friede entspringen müßte. „Arrondiren, Arrondissement:" in diesen beiden Wörtern lag bei ihm die ganze Staatskunst. Karl sprach sehr oft mit ihm über diesen Gegenstand; und das besonders erwarb ihm die Gunst des alten Mannes.

Bis jezt hatte der Graf noch nie daran gedacht, daß in seinem kleinen Bezirke eine Wiese lag, die dem Major gehörte, und daß folglich er selbst nicht arrondirt war. Karl erinnerte ihn an diesen vergessenen Punct, und der Graf fiel nun mit grosser Begierde auf eine Idee, die ihn mit einemmale wieder nach Regensburg versetzte. Er betrieb das Geschäft mit seiner gewöhnlichen Formalität. Als er seine wichtige Unterhandlung anfangen sollte, hatte er bei dem fremden Hofe erst hinhorchen lassen, ob man zu einem Vergleiche Lust habe; und eben so wollte er jezt bei der Sache mit der Wiese

zu Werke gehen. Er gab Karln den Auftrag, bei seinem Onkel diese Idee ganz leise zu berühren.

Karl versprach das, war aber gar nicht Willens Wort zu halten. Um den Anschein zu haben, als hätte er des Grafen Verlangen erfüllt, suchte er seinem Oheim einmal zu begegnen. Nun brachte er das Gespräch auf die Wiese, und fragte nach einiger Vorbereitung: „Herr Onkel, hätten Sie nicht Lust das Grundstück abzutreten?“ Der Major antwortete bestimmt: „Nein.“ Karl hatte nämlich die Frage in einer solchen Verbindung gethan, daß der Major glauben mußte, seine Schwägerin wollte die Wiese zu Moorberg ziehen.

An diesem Nein hatte Karl genug, und er sagte kein Wort mehr von der Sache. Er brachte dem Grafen die Antwort des Majors, natürlicher Weise entstellt, und setzte noch hinzu: „mein Onkel ist nicht der Mann, der sich etwas gütlich nehmen läßt!“ — Durch die dritte und vierte Hand wußte er nun auch mancherlei an den Grafen zu bringen, was der Major gesagt haben sollte, und worin gewissermaßen eine trotzige Aufforderung lag, den Proceß nur immerhin wieder anzufangen. Der Graf war nichts weniger als streitsüchtig; aber so oft er von jezt an das Wort Arrondissement wieder aussprach, fielen ihm die Wiese und des Majors höhnische Aeußerungen ein. Zulezt entschloß er sich, den Proceß aufs neue anzufangen.

Karl triumphirte, als er es so weit gebracht hatte; denn nun war der völlige Bruch zwischen beiden Familien unvermeidlich, und noch obendrein genoß er des Vergnügens, sich an dem Major gerächt zu sehen. Der Onkel, dachte er, ist zu hitzig, als daß jezt noch ein Vergleich zu Stande kommen könnte.

Der Major gerieth, als er das erste Heft Akten von der Regierung bekam, wirklich in Erstaunen, und dann in heftigen Zorn. „Der alte Narr!“ rief er; „ich würde ihm die Wiese abgetreten haben, wenn er den Handel freundschaftlich angefangen hätte. Aber Drohungen, Klagen? Er mag sehen, wie weit er kommt! Ich will nun nichts davon wissen. Tragt das zum Amtmann! Abtreten? Nun und nimmermehr! Den lezten Ziegel vom Dache sez' ich daran; er soll die Wiese nicht bekommen!“

„Auch dann nicht, wenn Sie Unrecht hätten, lieber Onkel? auch dann nicht?“ fragte Hennig.

„Nimmermehr, so lange mir die Augen offen stehen. Der alte Narr will mir nun noch den Teufel an den Hals bannen, dem ich so lange ausgewichen bin.“

„Aber, lieber Onkel, wenn der Graf nun Recht hätte?“

„So müßte er kommen, und sagen: Herr, so ist es! Ich würde jemanden mein ganzes Vermögen nicht streitig machen, wenn er Recht dazu hätte. Ja, das würde ich, so sehr ich

auch an Bequemlichkeit und Wohlhaben gewöhnt bin. Aber die Wiese? nein, die nun nicht!"

„Noch einmal, lieber Onkel; wenn der Graf nun Recht hätte?"

„Ei, so höre endlich einmal auf mit deinen dummen Fragen! Was geht es mich an? Er hat processiren wollen, und soll es nun auch. Ja, müßte ich das Hemde vom Leibe hergeben, um Papier zu Akten daraus machen zu lassen! Kurz, er soll die Wiese nicht haben!"

Hennig faßte das kleine Hannchen, das im Zimmer war, bei der Hand, und sagte freundlich: „geh ein wenig zu Seibolden; du bist hier nichts nütze."

„Was soll das?" fragte der Major mit einem halb verlegenen Gesichte; „warum soll das Kind nicht hier bleiben?"

Hennig drückte dem Major die Hand, und sagte zärtlich: „es soll nicht hören, daß mein Onkel das Hemde hingeben will, um Unrecht zu thun."

Der Major kratzt sich vor Zorn und Verlegenheit im Kopfe. „Unrecht? Nein, nicht Unrecht! Gewinnt er die Wiese, so mag er sie hinnehmen, der alte Aktennarr; ich werde sie ihm nicht vorenthalten. Aber schwer will ich ihm sie machen! Er hat nun einmal processiren wollen, und das soll er jezt: dafür steh ich!"

„Schwer wollen Sie ihm das Recht machen, lieber Onkel? Sie wollen sagen: leicht.“

„Ei so bleib zu Hause mit deinem dummen Zeuge! Weist du denn, ob er Recht hat, oder ich?“

„Nein; aber so wollen wir uns darnach erkundigen, und dann thun, was recht ist, nicht was der Zorn eingibt. Wissen Sie, wer hier Recht hat?“

Der Major runzelte hier die Stirn, und sagte etwas ruhiger! „Hennig, darf ich denn nicht einmal über einen Narren böse werden? Der Mensch, der Graf . . .“

„Ist ein Narr, lieber Onkel, daß er nicht kommt, und zu Ihnen sagt: das verlange ich. Aber gehört die Wiese ihm wirklich, so hat er doch nun schon ein Jahr gewartet, daß Sie hätten sollen zu ihm gehen und sagen: die Wiese ist dein; nimm sie! — Ich frage noch einmal, lieber Onkel: wissen Sie, wer Recht hat?“

„Aber, Hennig, was hast du mich denn zu examiniren? Es ist ja, als ob du der Onkel wärst, und ich der Neffe!“

Hennig drückte seinem Oheim die Hand, und wollte nun gehen. „Junge: so bleib!“ rief der Major. „Komm her! Da hast du einen Kuß. Es ist alles vergeben und vergessen. Ob ich Recht habe? Ja, beinahe glaube ich, nein. Aber sieh, es ärgert mich, daß er mir einen Proceß an den Hals

wirft. Schicaniren will ich ihn nicht. Doch mag es nun fortgehen."

„Wenn Sie glauben Unrecht zu haben, lieber Onkel?"

„Aber, Hennig, was soll ich denn machen? — Ich will nichts mit dem dummen Handel zu schaffen haben. Die Weise gehört dir; und nun thu, was du willst. Unrecht soll mir keiner vorwerfen können, ob ich mich gleich schwer geärgert habe."

Hennig eilte zu dem Justizamtmann, und sprach mit ihm über die Sache. „Gewiß ist es nicht," sagte dieser, „ob der Graf Recht hat, aber doch höchst wahrscheinlich, und wenn er eine Schrift kennte, die hier im Familien-Archive liegt, so würde der Proceß bald für ihn entschieden seyn." — „Warum aber gibt man ihm die Schrift nicht, Herr Amtmann?" fragte Hennig. — „Wir sind nicht verbunden, unsern Feinden Waffen gegen uns selbst in die Hände zu geben." — „Gott behüte! man wäre nicht verbunden, gerecht zu seyn? Wo ist die Schrift?" — Der Amtmann suchte sie hervor. Hennig ging mit ihr zu seinem Oheim, und gab sie ihm, ohne ein Wort zu sagen. Der Major las aufmerksam. „Lag das bei den Akten, die der Graf geschickt hat? Da ist ja sein Recht klar und deutlich!"

„Nein, es lag in dem Archive."

„Das habe ich nicht gewußt. Nun, so reite hinüber,

Hennig, und sage dem Grafen, daß mir die Schrift nicht bekannt gewesen ist. Aber, Hennig, das Archiv müssen wir einmal durchsehen. Wir können noch manches mit Unrecht besitzen, wonach weder Hund, noch Hahn, noch Gewissen kräbet. Reite hinüber, und mache deine Sachen hübsch. Vergiß ja nicht, daß ich es nicht gewußt habe!"

Hennig ließ satteln, und eilte nach Ransleben. Louise war allein zu Hause, und stand am Fenster, als er auf den Hof kam. Alle Bedienten umringten ihn sogleich mit Blicken voll Ehrfurcht und Liebe, und jeder schien ihm gern einen Dienst leisten zu wollen; auch die Hunde sprangen herzu, und empfingen ihn schmeichelnd als ihren guten Bekannten. Louise freuete sich über diesen Auftritt, und sagte zu ihrer Jungfer: sieh einmal, wie alles da unten den Herrn von Halden mit Liebe empfängt!" — „Ja wohl!" erwiederte die Jungfer; „und hier oben empfängt ihn nichts als Haß und Feindschaft."

Louise hatte nicht Zeit, zu antworten; denn schon brachten alle männlichen Domestiken Hennigen im Jubel die Treppe hinauf zu dem Zimmer der Gräfin. Sie glaubte noch die Worte: „Haß, Feindschaft," zu hören, und trat ihm nun so freundlich, mit einem so holden Gesicht entgegen, als wollte sie das Unrecht ihres Vaters und ihrer Cousine wieder gut machen.

Man hoffte mit jeder Stunde, daß der Graf zurückkommen würde; und Hennig blieb daher bei Louise. Da saß er nun neben ihr, der Jüngling, von dem sie fast alle Tage so viel Gutes hörte, und der immer mit Liebe und Respect von ihr erzählte. Sie betrachtete ihn; und sein holdes, frohes Gesicht voll Milde und Güte, aber auch voll Muth und Feuer, lächelte sie an. Zu allererst fragte sie nach Emilien. Hennig erwiederte: „von der kann ich Ihnen nichts sagen, so gern ich auch wollte: aber ich glaube, sie ist glücklich. Es gab da am Hofe allerlei wunderliche Dinge. Die Fürstin wollte sie an einen elenden Menschen verheirathen, und — Sie wissen ja den Auftritt in Moorberg."

Nun war er bei dem Puncte, von dem Louise immer mit so vielem Vergnügen sprach. Sie wiederhohlte die Geschichte, und erinnerte sich ihrer Gevatterschaft. Ehe sie es sich versah, hat Hennig ihre Hand gefaßt, und drückte sie zärtlich. Louise erröthete; denn die Cousine hatte ihr oft gesagt: ein Mädchen dürfe das von einem Manne nicht leiden; es sei unanständig. Sobald ihr das einfiel, zog sie ihre Hand zurück, um einen Kanarienvogel, den sie in Moorberg geschenkt bekommen hatte, und der jezt auf ihrer Schulter saß, den Finger hinzuhalten, damit sie ihn Hennigen zeigen konnte.

Hennig nahm ein Stückchen Zucker zwischen die Lippen, und hielt es dem Thierchen vor den Schnabel. Das Thier-

chen hüpfte zurück auf Louisens Hand, und auf einmal lagen die rothen, frischen Lippen des Jünglings an ihren Fingern. Sie wußte nicht, ob sie die Hand zurückziehen sollte, oder nicht. Der Vogel hüpfte, je näher ihm Hennig mit dem Zucker kam, auf Louisens schönem Arme immer weiter zurück, und Hennig verfolgte ihn mit seinen Lippen. Louise dachte mit Aengstlichkeit an das alte Fräulein. Sie fürchtete, es möchte sich nun vollends gar nicht schicken, daß seine Lippen ihren Arm hinauf küßten. Endlich fiel ihr ein Mittel ein, das Ding zu endigen. Sie faßte mit ihren zarten Fingern nach dem Stückchen Zucker zwischen Hennigs Lippen, und sagte: „von mir nimmt er es gewiß.“ Schon hatte sie es an ihrem Munde, als ihr plötzlich einfiel, daß es noch ärger wäre, wenn sie den Zucker, den die Lippen des Jünglings gehalten hätten, zwischen die ihrigen nähme. Aber sie hatte es doch nun einmal gesagt! Und wenn sie es nicht that, so konnte er das als Verachtung ansehen.

Sie nahm hocherröthend das Stückchen Zucker in die Lippen. Sogleich hüpfte der Vogel auf ihre Schulter, und dann auf den Rand ihrer Schnürbrust. Nun hielt Hennig seinen Finger an die Beine des Vogels, und das Thierchen sprang hinauf. Hennig näherte seine Hand mit dem Vogel ihrem Munde. Das war noch ärger! Sie wurde einmal über das andere roth, uud wollte etwas sagen. In dem Augenblicke fiel das Stückchen Zucker auf Hennigs Hand, und er nahm

es nun wieder in seine Lippen. Der Vogel pickte dreist hinein, und flog, als er genug hatte, wieder auf Louisens Schulter. Hennig sagte: „wenn ich nur vier und zwanzig Stunden hier wäre: das artige Thierchen sollte meine Lippen eben so gern küssen als die Ihrigen." — Nun brauchte er gar das Wort Kuß! Darüber wurde sie in der That ein wenig böse.

Hennig fing wieder an zu sprechen; und nach einigen Augenblicken hatte er auch wieder Louisens Hand, ohne daß sie es wußte. Das ist ein böser Mensch! dachte sie; wo soll ich denn meine Hände lassen? — Sie meinte, an dem allen wäre das Sitzen Schuld, und sagte ihm: „wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen?" In ihrer Zerstreuung merkte sie nicht, daß der Kanarienvogel auf ihrer Schulter saß. Als sie schon im Garten war, sagte Hennig: „das treue Thierchen!" Und hielt dem Vogel einen Finger hin; aber auf einmal flog er auf einen Baum. Nun lockte Louise ihn ängstlich; und als er nicht kam, rief sie einige Bedienten, daß sie ihn wieder fangen sollten. Hennig sah, daß der Vogel nur durch ein Versehen mit in den Garten gekommen war. Er ließ sich ein Stückchen Zucker bringen, und stieg damit den schlanken Baum hinan; doch der Vogel flatterte immer höher. Louise und alle Leute aus dem Hause riefen Hennigen zu: er sollte wieder herunter kommen; aber er stieg sehr leicht und vorsichtig in die schlanksten Zweige. Endlich hasch-

te er den Vogel, verbarg ihn in seinen Busen, und war bald wieder auf der Erde. Louise stand vor ihm, und fragte: „ist er nicht tod?“ — „O nein! Ich fürchte nur, er fliegt mir wieder davon!“ — Er machte zwei Knöpfe an seiner Weste auf, und fragte: „wollen Sie ihn nun haschen? Ich will hier unten zuhalten.“ Louise steckte die kleine Hand in die Oeffnung der Weste; und als sie es gethan hatte, fiel ihr ein, daß sich das wieder nicht schickte. Sie nahm den Vogel von Hennigs hochschlagendem Herzen, und freuete sich, als sie ihn und ihre Hand zurückgezogen hatte. Nun eilte sie auf ihr Zimmer, und dachte im Gehen; das ist ein ordentlicher Unglücksmensch! Man mag auch thun, was man will, so kommt man mit ihm doch in Lagen, die sich nicht schicken, und dabei sieht er immer aus, als ob ihm das ganz einerlei wäre!

Es war ein Glück, daß der Wagen ihres Vaters auf den Hof rollte; denn sie fing in Kurzem schon wieder an zu vergessen, mit welch einem gefährlichen Menschen sie zu thun hatte. Nun wünschte sie noch in der Geschwindigkeit zu erfahren, weshalb Hennig nach Ransleben gekommen wäre, was sie schon hundertmal hatte fragen wollen; aber da kam der Vater schon die Treppe herauf.

Louise und Hennig gingen ihm entgegen, und die alte Cousine machte ihnen ein sehr finsteres Gesicht. Man trat in

das Zimmer des Grafen. „Herr Graf," sagte Hennig, mein Onkel hat heute von der Regierung eine Abschrift Ihrer Klage wegen der großen Wiese zugeschickt bekommen. Ihre Forderung ist gerecht, wie Sie aus dieser Urkunde sehen werden, die ich Ihnen zustellen soll. Aber mein Onkel, Herr Graf, findet es ein wenig hart, daß Sie ihre Forderung auf diesem Wege geltend gemacht haben; und ich bin auf seinen Befehl hier, um zu versuchen, ob nicht ein gütlicher Vergleich zu treffen wäre." Dieß Wort erinnerte den alten Grafen augenblicklich sehr lebhaft an Regensburg, und setzte ihn in die beste Laune. „Mit Freuden," antwortete er lächelnd. „Lassen Sie hören, welche Vorschläge der Herr Onkel mir zu thun geneigt ist. Zuvörderst aber müssen wir uns über die allgemeinen Grundsätze des Guten verständigen, das aus jedem Arrondissement entspringt. Wohl schwerlich kann jemand reiflicher über diese Materie gedacht haben, und von dem großen Nutzen des Arrondirens so überzeugt seyn, wie ich. Sehen Sie, Herr von Halden — Aber wollen Sie sich nicht setzen? Louise gib doch Stühle — . . . Sehen Sie, das Glück von Europa beruhet auf dem politischen Gleichgewichte: es ist aber unmöglich, das Gewicht jedes Staates zu bestimmen, so lange die einzelnen Provinzen nicht beisammen liegen. Man berechnet Größe, Menschenzahl, Revenüen, und bedenkt nicht, daß, wenn man sich nicht arrondirt, kein Staat seiner Freunde und Feinde gewiß ist, und also in ei-

nem solchen Lande die ganze Staatskunst der feinsten Köpfe immer schwankend bleibt. Zerstreuet liegende Länder verursachen Kriege, und machen alle Bündnisse ungewiß, alle Spekulationen zweifelhaft. Sie sollen sehen, daß noch die Zeiten kommen, wo jeder Fürst sich arrondirt; und dann wird der Friede kein Unding mehr seyn." — Hier machte er eine Pause.

Hennig sah ihn mit großen Augen an; denn er begriff nicht, was der Streit über eine Wiese mit Europa zu thun haben könnte. Er sagte endlich trocken: „Herr Graf, mein Onkel glaubt jezt, da die Urkunde aufgefunden ist, daß die Wiese zu Ransleben gehört, und er bedauert nur, daß Sie sich nicht zuerst an ihn gewendet haben. Indeß, er tritt Ihnen das Grundstück ab, weil es Ihnen zukommt, und wünscht nur zu erfahren, unter welcher gerichtlichen Form das geschehen soll. So wäre denn der Proceß zwischen Ihnen und uns zu Ende."

„Wie?" sagte der Graf; „tritt mir die Wiese ab? . . . Und welches Aequivalent fordert er dagegen?"

„Gar keins, Herr Graf. Lesen Sie nur die Urkunde, die Sie in Händen haben, und die mein Onkel erst heute aufgefunden hat. Dann werden Sie sehen, daß diese Wiese höchst wahrscheinlich Ihnen gehört; und also, wie gesagt, tritt der Onkel sie Ihnen ab."

Der Graf las, und dachte für jezt nicht mehr an sein Arrondissement. Er äußerte seine Rührung über die Redlichkeit des Majors, an der Hennig gar nichts Außerordentliches zu finden wußte.

„Mir die Wiese abzutreten!" sagte der Graf, „die Urkunde auszuliefern! In der That, das ist viel!"

Louise freuete sich, daß Alles so gut ging, und sagte: „mir hat der Herr von Halden meinen lieben Kanarienvogel wieder gefangen. Das ist auch viel!"

„Ist eben so wenig!" erwiederte Hennig lächelnd. Er nahm nun Abschied, setzte sich wieder auf sein Pferd, und sprengte vom Hofe hinunter. Louise stand am Fenster, sah ihm nach, und sagte zu ihrer Jungfer: ach, wenn er doch bald wieder käme!

Karl erfuhr zu seinem großen Verdruße, wie der Proceß, von dem er so viel hoffte, sich geendigt hatte. Der alte Graf sprach jezt mit vieler Achtung von dem Major, ja selbst von dem jungen Hennig; und daß es mit dieser Achtung ernstlich gemeint war, bemerkte Karl an dem Schweigen des alten Fräuleins, und an den gewaltsamen Verziehungen ihres Mundes. Er brachte Louisen auf seinen Bruder, und freuete sich wenigstens, daß sie nichts von dem verhaßten Hennig sagte; indeß hätte er an ihrer Verlegenheit merken sollen, daß sie eigentlich recht viel von ihm sagen konnte. Louise schwieg sehr

wohlbedächtig. Sie wußte, daß Karl seinen Bruder haßte; ihm mochte sie daher am wenigsten erzählen, was Hennig bei ihr gethan, und daß die unschicklichen Freiheiten, die er sich genommen, sie nicht beleidigt, sondern ihr vielmehr recht wohl gefallen hätten.

Auf Hennigen that die Scene der reizenden Louise die angenehmste Wirkung. Er ritt mit den süßesten Gefühlen in der Brust nach Hause, und erzählte da so viel Gutes von dem Grafen und seinem edlen Benehmen, daß auch die letzte Spur von Empfindlichkeit bei dem Major verschwinden mußte. Warum Hennig, der sonst sehr aufrichtig war, dießmal ein wenig aus seinem Charakter fiel, das mag die Natur verantworten.

Der Weg war nun gebahnt, aber noch nicht betreten. Man kam bald zu den vorigen Verhältnissen zurück, da das Uebrige in Betreff der Wiese schriftlich abgethan wurde. Der Eindruck, den die beiden jungen Leute auf einander gemacht hatten, fand also zu wenig Nahrung, und würde gewiß wieder vergangen seyn, wenn nicht sehr wichtige Kleinigkeiten ihn bald verstärkt hätten. Louise konnte doch nicht so ganz von ihrer Scene mit Hennigen schweigen. Sie erzählte ihrer Jungfer, wie da alles mit dem Kanarienvogel gekommen wäre: „Kann man denn,“ sagte sie, „an alles denken, oder alles voraussehen? Und unhöflich darf man doch auch nicht

seyn! Und schöne Lippen, das ist wahr, die hat er. Sie sind roth wie eine Rose. O Suschen, und dabei hat er so fromme Augen! Es ist, als ob er gar nichts davon wüßte, wenn er einem die Hand drückt oder den Arm küßt. Sein Bruder, wenn der manchmal meine Hand nehmen will, so sieht er mich an . . . ich weis selbst nicht, wie; als wollte er sagen: nun komme ich! Dann fällt mir gleich die Cousine ein; aber bei dem aus Sollingen dachte ich an die immer erst hinter her, wenn es zu spät war."

Die Jungfer lachte, und meinte: es wäre überhaupt kein Unrecht, einem jungen ehrlichen Manne, der so hübsch wäre, wie Hennig, die Hand, ja wohl gar einen Kuß in Ehren zu geben. „Und warum sollte es denn auch Unrecht seyn?" setzte sie hinzu. „Wenn es nun des Himmels Wille wäre, Gräfin Louise, daß Sie einmal gefragt würden: willst du mit diesem Manne ziehen? . . . Es ist ja nichts Unmögliches!"

Louise erröthete, brach das Gespräch ab, und nahm sich vor, ihrer Jungfer auch nie wieder etwas zu sagen.

Die Jungfer erzählte das Gespräch bei der ersten Gelegenheit ihrem lieben Jäger, der es dann, sobald er Hennigen begegnete, mit Lächeln, manchem vielsagendem Hm! und bedenklichem Verschweigen wieder anbrachte. Der Jäger log nicht; denn wie hätte er sonst die Scene mit dem Kanarienvogel gewußt? Hennig hatte bei seiner Unterredung mit Loui-

sen gar nichts gedacht; aber jezt, bei der Erzählung des Jägers, fingen die Eitelkeit und die Fantasie an, den bildsamen Stoff jener kleinen Begebenheit zu bearbeiten. Nun fand er Louisens Arm auf einmal weiß und schön, und den Zucker, der zwischen ihren Lippen gewesen war, süß und entzückend. Die kleine Hand, die sie auf seine Brust gelegt hatte, erregte erst jezt darin ein ungestümes und doch angenehmes Pochen. Er sagte dem Jäger nicht, was er dachte; aber doch, daß Louise ein schönes, liebenswürdiges Mädchen sei. Der Jäger arbeitete diese Worte auf seine Weise um und theilte sie so der hübschen Jungfer mit, die ihnen dann wieder ein neues Gewand gab, und dabei ihr Herz um Rath fragte, wie so etwas wohl ihr selbst am besten gefallen würde. So kamen Hennigs Worte endlich an die Gräfin Louise. — Es ist der Eitelkeit nichts süßer, als durch die dritte, vierte Hand den Beifall und die Liebe eines Menschen zu erfahren; sie hat dann nicht nur einen Triumph, sondern zugleich auch Zeugen dazu.

Louise äußerte zwar ihr Befremden darüber, daß Hennig dem Jäger so etwas sage; allein die Jungfer verbesserte sogleich den Fehler, den sie begangen hatte. „Meinen Sie denn: er hätte es dem Jäger so geradezu gesagt? O nein! Er hat sich erkundigt: was macht Seine Gräfin Louise? Nun antwortet der Jäger. Dann sitzt der junge Herr von Halden seufzend und traurig da. Haben ihn denn nicht alle Men=

Bayerische Staatsbibliothek München

schen so lieb? Darum fragt der Jäger: was fehlt Ihnen denn? Ach! seufzt er, und schüttelt den Kopf. Dann fängt er wieder von Ihnen an, und sagt: Sie wären schön wie der aufgehende Tag, und er wünschte wohl, daß er so zum Exempel Jäger hier im Hause seyn könnte. Wie glücklich ist Er! hat er zum Jäger gesagt; Er kann Seine liebe, junge, schöne Gräfin alle Tage sehen!" Und nun erzählte die Jungfer wieder, was sie schon vorher erzählt, und so eben erst geleugnet hatte: daß Hennig entzückt wäre über ihren Arm, ihre Lippen und das Stückchen Zucker.

„So? Das ist etwas Anders!" erwiederte Louise. Sie glaubte nun Beides: daß er geschwiegen, und daß er geplaudert hätte; und des Jünglings Bild, wie er da traurig und seufzend bei dem Jäger saß, drückte sich tief in ihr Herz. Auch sie fing nun an zu seufzen und die Einsamkeit zu suchen.

Karl hatte schon so lange in Ransleben Bekanntschaft, und noch nie war es ihm gelungen, bei Louisen einen solchen Eindruck zu bewirken. Sehr natürlich! Er schmeichelte ihr, und oft recht fein, aber immer nach der eingeführten Sitte. — Eben so sehr wie um ihre Gunst, bewarb er sich auch um die Gunst des Grafen und des Fräuleins; nichts ist aber einem Mädchen unangenehmer, als die Huldigungen eines Mannes mit Andern theilen zu sollen. Karl war höflich,

Bayerische Staatsbibliothek München

aber kalt und formell, weil er das seyn mußte, wenn er die Gewogenheit des Grafen behalten wollte. So kam er denn mit Louisen nie in eine Lage, in welche der Zufall Hennigen sogleich gebracht hatte. Ueberdieß erinnerte Louise sich noch immer an die Wasser-Begebenheit, und an das so sehr verschiedene Betragen der beiden Brüder in diesem Falle. Zwar redete das alte Fräulein schon ziemlich lange Karln das Wort, so wie die Jungfer seit Kurzem Hennigen; aber wie? „Der Herr von Halden ist ein sehr vernünftiger Mensch, mit dem ein vernünftiges Mädchen einmal recht glücklich seyn wird. Man sieht ihn immer elegant, immer anständig und artig. Halten Sie einmal seinen Bruder dagegen! Der bricht noch den Hals, so wild ist er!“ — Die Kammerjungfer zeichnete ganz anders. „Hennig trauert und wünscht sich in die Stelle des glücklichen Jägers, der die liebe, schöne Gräfin Louise alle Tage sehen kann!“ In der That, die Jungfer verstand es tausendmal besser, als das Fräulein, einem jungen Manne das Wohlwollen eines Mädchens zu erwerben.

Als der Jäger wieder auf die Jagd ging, wartete Hennig schon auf ihn; und das Körnchen, das er auszustreuen hatte, fand einen bearbeiteten Boden. Er äußerte sich heute etwas deutlicher, und erzählte Hennigen: „die Gräfin höre nicht auf, von ihm zu sprechen.“ Hennig beobachtete ein düsteres Schweigen, und that nur von Zeit zu Zeit eine Frage, um das Gespräch nicht abreissen zu lassen. Doch der Jäger über-

setzte Hennigs Seufzer, Blicke, und Schweigen sehr frei in deutliche Worte, und trug diese der Jungfer wieder zu. So erfuhr denn Louise, daß Hennig sehr unglücklich sei, daß er ohne ihre Liebe nicht leben könne, und vor Gram noch sterben werde. Das alles hob die Jungfer durch die rührendsten Geschichten von Liebenden, die gestorben wären und gespuckt hätten, so daß der armen kleinen Gräfin ganz bange wurde.

Die Jungfer handelte hierbei eben so wenig nach einem eigentlichen Plane, als der Jäger. Beide hatten Louisen und Hennigen wirklich lieb; sie wollten ihnen daher gern Vergnügen machen, was sie, wie leicht zu bemerken war, durch solches Plaudern am besten konnten. Selbst ein wenig Eigennutz war mit im Spiele, oder mischte sich doch bald hinein. Hennig gab nämlich jezt dem Jäger, anstatt eines Guldens, einen Thaler (nicht für seine Erzählung, sondern für irgend eine Kleinigkeit bald nachher); und Louise hatte ihrer Jungfer nie mehr abgelegte Hauben und Bänder zu geben gehabt, als seit einigen Wochen. Das merkten Beide, und sie erzählten nun immer lebendiger.

Diese Erzählungen des Jägers und der Jungfer waren — so seltsam das auch scheinen mag — die leichte Brücke, über welche Amor in die Brust der beiden jungen Leute schlüpfte. Gewöhnlich zieht er durch die Augen in das Herz

ein, und bei Blinden durch die Fingerspitzen; bei unsern Beiden aber durch das Ohr.

Louise wußte von Hennigen, daß er sie zärtlich liebe; Hennig wußte dasselbe von Louisen: und dennoch zitterten Beide aus einem geheimen Instinkt vor dem Augenblicke, wo sie sich wiedersehen würden.

Endlich kam der Tag. Die Sache mit der Wiese war abgethan, und der Graf nahm sich vor, nach Sollingen hinüber zu fahren, weil er fühlte, daß er dem Major danken mußte. Das Fräulein wollte Anfangs nicht mit, um Louisen nicht zu Hennigen kommen zu lassen; Louise selbst verschwieg, was sie dachte, und erröthete nur, wenn von der Fahrt dorthin gesprochen wurde. Der Graf aber bestand darauf: sie müßten alle hin, oder doch wenigstens Louise, damit der Major sähe, daß die Familie das freundschaftliche Verhältniß mit seinem Hause fortzusetzen wünschte. Nun entschloß sich das Fräulein ebenfalls zu dem Besuche, um Louisen, der sie nicht so recht trauete, im Auge zu behalten.

Die Jungfer putzte Louisen wie eine Braut und plauderte dabei Dinge, über die Louise eins um das andere böse wurde und lachen mußte. „Geben Sie nur Acht, Gräfin Louischen! Wenn er Sie zu sehen bekommt, so wird er roth werden, und zittern, und kein Wort hervorbringen können! Dann

denken Sie an mich, und seyn Sie hübsch freundlich gegen ihn!"

Louise stieg ängstlich in den Wagen. Unterweges sprach sie keine Sylbe, antwortete auf Alles verkehrt, und wurde glühend roth im Gesichte, als ihr Vater endlich sagte: „da liegt ja Sollingen schon!" Sie fuhr mit ängstlichen Empfindungen auf den Hof, und wäre beinahe aus dem Wagen gefallen, als sie aussteigen wollte.

Der Major kam eben die Treppe hinunter, um in den Garten zu gehen. Er empfing die Fremden, und führte sie still hinauf, um seine Familie, die in einem hintern Zimmer beisammen war, zu überraschen. So oft er Louisen lächelnd ansah, erröthete sie; auch hatte sie noch keine Sylbe sagen können. Nun öffnete der Major die Thür. Der Graf trat mit dem Fräulein hinein. Louise, die der Major führte, hielt sich hinten, so viel sie nur konnte. Sie hatte nicht den Muth, die Augen aufzuschlagen, blieb zitternd an der Thür stehen, und verbeugte sich hoch erröthend. „Da ist deine Gevatterin, Hennig!" sagte der Major. Jezt blickte sie auf. Hennig stand ihr gegenüber, hochroth, zitternd, mit funkelnden Augen, die er sogleich niederschlug, als sie ihn anblickte. Gerade wie ihn die Jungfer beschrieben hatte; nur um vieles schöner! Ueber die Bewillkommungs-Complimente und die Bewegung, worin alles war, wurden die beiden jungen Leu-

te nicht bemerkt. Als Louise dann schüchtern ihr Auge zum Zweitenmale hob, war Hennig verschwunden. In der That brauchte er einen Augenblick sich zu erhohlen, weil ihn Louisens Ankunft allzustark überrascht hatte.

Nun hob der Graf seinen Dank für die Wiese an. „Ja! ja!" antwortete der Major. „Gehorsamer Diener. Ich habe den Dank nicht verdient." Der Graf hielt das für eine bloße höfliche Redensart; aber der Major versicherte es noch einmal mit einem kräftigen Schwure. „Nein, Herr Nachbar, ich war wild, als das Ding da von der Regierung ankam. Sie hätten mir wohl den Mund selbst darum gönnen können, meint' ich. Nachbarlich war es auch nicht: das muß ich noch jezt hinterher sagen. Aber der Hennig — wo ist denn der Junge geblieben? Ruf ihm doch, Hannchen!" (Louise erröthete) — „Der Hennig redete zum Guten; und er hat Recht gehabt: denn nun kann ich Ihnen doch die Hand geben und mich freuen Sie zu sehen: das hätte ich aber nicht gekonnt, wenn ich meinem Hitzkopfe gefolgt wäre. Ein Proceß, auch der beste in der Welt, ist des Teufels Kochtopf, worin Neid, Zorn und Haß gesotten wird. Gott Lob, Herr Nachbar, daß der Hennig da war! Ich habe nun einen Menschen mehr, dem ich sagen kann: du bist mein Nächster, mein Bruder, mein Mitmensch!"

Der Graf schüttelte langsam den Kopf. „Ich habe Ih-

nen ja durch Ihren Neffen von Moorberg einen freundschaftlichen Vergleich antragen lassen; er brachte mir aber die Antwort: Sie wollten nicht; Sie beständen auf einen Proceß."

„Durch Karln? einen Vergleich? . . . Dem Jungen muß doch der Teufel, wie er leibt und lebt, im Herzen stecken! Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Nachbar. Es thut mir leid genug, daß ich von meines Bruders Sohne so sprechen muß; aber es ist wahr." — Er besann sich einige Augenblicke. — Hm! ich erinnere mich jezt, daß er mich einmal fragte, ob ich wohl geneigt wäre, die Wiese abzutreten. Es kam so heraus, als ob sie in Moorberg Lust dazu hätten. Ich sagte Nein, wie ich auch sagen mußte; denn konnte ich etwas abtreten, worauf der Teufel seinen Sitz, einen Proceß, hatte? Und Ihnen hat er gesagt; ich bestände auf einen Proceß? — Lieber Gott! wenn das wahr wäre, was ich jezt denke, daß der Junge, der Karl, das gethan hätte, um mir einen Proceß an den Hals zu werfen, weil er weis, daß Processiren mein Tod ist! Nein, das darf ich ihm doch wohl nicht zutrauen."

So eben trat Hennig mit dem kleinen Hannchen in das Zimmer. „Pst!" sagte der Major; und Hennig wurde dadurch erschüttert, weil er glaubte, daß es auf ihn und Louisen ginge. „Aber wo steckst du denn, mein Söhnchen! Macht es dir nicht mehr Freude, daß deine schöne Gevatterin uns

einmal besucht? Da setze dich zu ihr. Aber, Hennig, in aller Welt, was ist dir? Du bist ja roth als wollte dir das Gesicht aufspringen! Was hast du angefangen? Du zitterst ja wie ein armer Sünder! Was hat er denn, Hannchen?"

„Er war auf seiner Stube, lieber Vater!" antwortete das kleine Mädchen. „Ich glaube, er hat geweint. Erst wollte er gar nicht mit; ich ließ ihn aber nicht los."

Die arme Louise! Ein Dolchstoß nach dem andern in ihre Brust! Ach, sie hätte ihn ja so gern angesehen; aber sie fühlte, daß sie eben so wenig, wie er, vor Thränen sicher war. In ihrer Angst, daß der Major auch sie fragen möchte, was ihr wäre, stand sie auf, und suchte ihren Strickbeutel. — „Was suchen Sie?" fragte die Majorin. — „Meine Arbeit. Ach, sie wird noch im Wagen liegen." Und damit eilte sie an die Thür. — „Hennig!" rief der Major; „geh doch! Bleiben sie hier liebes Kind." Aber die Gräfin lief wie ein Reh, und Hennig folgte ihr.

Louise flog, als wenn sie gejagt würde, weil sie Hennigen hinter sich hörte. Sie sprang in den Wagen, und hatte vergessen, was sie darin wollte. Hennig blieb vor dem Tritte stehen. Sie warf sich ängstlich auf den Sitz, und blickte noch ängstlicher, zitternd, auf den schönen Jüngling. „Was ist Ihnen, liebe Gräfin?" fragte Hennig, und stieg auf den Tritt. Er sah sie mit dem verzehrenden Blicke der Liebe an:

lächelnd und betrübt. Louisens Auge wurde naß; und aus ihren Thränen brach die zärtlichste Liebe hervor. Er heftete sein Auge auf sie, und seufzte tief; sie blickte vor sich nieder, und seufzte, wie er. Ohne Absicht hielt er ihr die Hand hin; und sie reichte ihm zitternd die ihrige. Nun sprang er in den Wagen, und setzte sich neben sie. Beider Hände zitterten ein wenig, und mit jeder Secunde immer stärker und stärker. Hennig seufzte wieder: Louise! in einem rührenden Tone, und leise. Dabei drückte er ihre Hand; und mitten in der Verzweiflung über ihre Lage drückte sie die seinige wieder, doch nur ein wenig.

Louise wollte die Hand wegreißen, weil ihre Angst zu groß wurde; aber Hennig, der halb aufgestanden war, und nur leicht an dem Sitze hing, hielt sie fest. Louise wollte den Jüngling von sich stoßen, und hob die Arme dazu auf. Jetzt riß das kleine Hannchen die Wagenthür auf; und die Liebenden flogen bestürzt auseinander. „Wo Sie Beide bleiben? läßt der Vater fragen." — „Ach!" setzte das kleine Mädchen hinzu, „ach! schaukle uns, Hennig! Oder wollen wir in den Garten?" — Die Fragen des Kindes gaben Beiden Zeit sich ein wenig zu erhohlen, und sie beschlossen, in den Garten zu gehen. Hannchen, die Louisens Hand faßte, mußte sie Beide führen, weil sie den Weg nicht sahen.

Hennig schlich wie ein Verbrecher hinter dem Mädchen

her. Er schämte sich der Unbesonnenheit, daß er Louisen, ohne ihr ein Wort zu sagen, die Hand gedrückt hatte, und überlegte dabei ängstlich, was sie wohl von ihm denken mochte. „Ach,“ wünschte er, „wenn sie mich nur ein Einzigesmal freundlich ansähe, damit ich wüßte, daß sie nicht gar zu böse ist!“

Auch Louise quälte sich mit Vorwürfen. „Was wird er von mir denken? Wenn er mich nur nicht verachtet! Könnte ich ihn nur ein Einzigesmal ansehen!“ Das wünschten sie Beide, und wagten es dennoch nicht die Augen aufzuheben. Das kleine Hannchen plauderte ganz allein, ohne daß ihr jemand antwortete. Die Gräfin ging mit glühendem Gesichte nachdenkend neben ihr her; Hennig folgte, halb ohne Bewußtseyn, und ebenfalls sinnend.

Louise konnte sich nicht entschließen, umzukehren, weil sie ihm ja sonst das Gesicht zuwenden mußte. Sie ging daher den Garten bis zu Ende, und dann bis in die Weidenallee, die zu dem Sollinger See führte. — „O, Hennig!“ sagte das kleine Mädchen, „willst du uns wohl ein wenig fahren? Hier ist der Kahn!“ Sie hüpfte hinein. Louise folgte gedankenlos nach, und eben so Hennig. Gerade, als er vom Ufer abstossen wollte, rief Hannchen: „ich dummes Mädchen! was habe ich vergessen! Nun, die werden warten!“ — Mit einem Sprunge war sie zum Kahne hinaus an das Ufer, und

lief, als ob sie gejagt würde, die Allee zu dem Garten hinunter. Hennig hielt den Kahn einige Augenblicke an. Als Louise nichts sagte, (das arme Mädchen konnte ja vor Angst nichts sprechen) stieß er vom Lande ab, und ruderte in den See hinein.

Beide saßen schweigend und mit niedergeschlagenen Augen einander gegenüber. Endlich warf Hennig einen Blick auf Louisen, und sah in ihrem Gesichte stille Trauer, aber nicht Zorn und Haß. Louise merkte, daß er sie ansah, und mußte jezt nothwendig sprechen. Sie hohlte ein Paarmal aus, und fragte dann: „ist der See tief?" — „O ja, in der Mitte!" — Ich freue mich immer, fing sie nach einer Pause wieder an, wenn der Kahn recht schnell geht. — Hennig ruderte aus allen Kräften, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief. „Es ist sehr warm," sagte er endlich. Sie blickte auf, bemerkte, wie er sich anstrengte, und sagte: „nein, Herr von Halden! es wird Ihnen zu sauer." — Er ließ das Ruder neben dem Kahne her schwimmen, und Beide sahen sich nun verstohlen an. „Dort ist Schatten," sagte Louise, und zeigte auf eine Reihe schöner Silberpappeln, die am Ufer standen. Hennig ruderte seitwärts dahin. Nun schien ihm die Sonne in die Augen. Er wollte, um den Kahn schieben zu können, die lange Stange hohlen, und mußte deshalb an Louisen vorbei gehen. Der Kahn schwankte. Louise hielt sich ängstlicher an, und rief: „ach!" — „O Gott!" sagte Hennig erblei-

chend, „ist Ihnen nicht wohl?" Er umfaßte sie, damit sie nicht fallen möchte, und stand in der unbequemsten Stellung gebückt ihr zur Seite. Sie gerieth in neue Angst, und fragte: wollen Sie sich nicht setzen?" Sogleich saß er neben ihr auf der schmalen Bank des Kahnes. Louise, die nur selten auf dem Wasser gewesen war, drängte sich von dem ungewohnten Anblicke weg. Er umfaßte sie mit beiden Armen, und drückte sie an sein Herz.

Der Stoß des Windes trieb den Kahn eine Weile langsam am Ufer unter den schönen Pappeln fort, ohne daß die beiden Liebenden sprachen. Louise, die an ihrem rechten Arme Hennigs schlagendes Herz fühlte, hatte das Gesicht von ihm ab nach dem Ufer hin gewendet; allein sie war nun schon ruhiger geworden, zog ihre Hand nicht zurück, als er sie faßte.

Die Kühle unter den schönen Pappeln, das helle, bis auf den Grund durchsichtige Wasser, und das langsame, leise Schwanken des Kahnes gaben diesem Augenblick etwas sanft Feierliches. Endlich wurde der Kahn in eine kleine schmale Bucht getrieben, die rings mit hohem Gesträuch umwachsen war. Er gerieth in die Zweige, die von beiden Seiten des Ufers herabhingen, und blieb hier stehen. Louise sagte: „wir sind am Ufer." Sogleich ließ Hennig das schöne Mädchen aus seinen Armen, um ihr heraushelfen zu können, wenn sie

aussteigen wollte. Aber das Gebüsch machte eine dichte Hecke! und erst jezt sah Hennig: daß er auf dem sanft schwankenden Kahne mit Louisen allein in einer Laube von duftenden Zweigen war.

Ein überraschender Anblick! Unter ihnen der helle See mit dem niedrigen Grunde; über ihnen die Laube von hangenden Zweigen; rings um sie her eine sanfte Dämmerung, von dem Gesträuche gebildet; vor ihnen die helle Oberfläche des Sees von dem leichten, kühlen Winde gekräuselt; hinter ihnen eine Nachtigall; neben ihnen das leise Plätschern der Wellen am Nachen: und sie mitten in diesem Paradiese allein. — „O wie schön!" sagte Hennig. — „Ja, sehr schön!" antwortete Louise. „Ach, und die Nachtigall! Hier könnte man ewig bleiben!"

Hennig horchte, doch halb zu Louisen gewendet. Sein Blick machte sie wieder furchtsam; daher stand sie auf, und sagte: „dort ist es noch schöner!" Mit diesen Worten ging sie vorn in den Kahn, wo der Spitz noch schmäler war, und setzte sich nieder. — „Ja," sagte Hennig; da ist die Laube noch dichter!" und er folgte ihr, wirklich unbefangen. Sie machte ihm Platz, weil er vor den Zweigen nicht stehen konnte. Er setzte sich neben sie: und nun war die Lage noch schlimmer. Sie mußten jezt, um nur sitzen zu können, einander ansehen, und es war mitten in den dichten, hangenden

Zweigen weiter nichts zu betrachten, als sie selbst. Zwei Feinde hätten einander hier umarmen müssen: so eng war der Raum. Louise und Hennig, deren Athem sich mischte, erröhteten, und lächelten einander wehmüthig zu. Er wollte, um sie zu halten, seine Hand fester an ihren Rücken legen, und sie sank ihm näher. „O Louise," sagte er jezt dreister, und drückte sie zärtlich an sein Herz. Sie umfaßte ihn erst zagend, dann fester. Die Nachtigall sang dazu ihr schönstes Brautlied; leise weheten die Zweige, und ließen duftende Blühten auf die beiden Liebenden fallen; nur der Wiederschein der Sonne im Wasser erhellte die liebliche Dämmerung der Laube. So schlossen Hennig und Louise in dem Kahne, den Bund einer ewigen Liebe.

Auf einmal rief das kleine Hannchen am Ufer: „Hennig! Hennig! wo bist du?" — Der Jüngling griff sogleich nach der Stange, und eilte, den Kahn aus dem Gesträuche zu bringen. Sobald er auf dem offenen See war, rief er Hannchen zu. Sie kam näher, und stieg ein. Louise saß auf der Spitze des Kahnes, Hennig stand hinten, und Hannchen setzte sich in die Mitte. Die Liebenden freueten sich über die Gegenwart des kleinen Mädchens; denn jezt erst konnten sie das Glück fühlen, unter dessen Last vorher ihr Herz erlegen war. Süße, selige Minuten, in denen sie schwiegen, und sich mit ihren Gedanken in das gränzenlose Meer der Wonne stürzen konnten! — „O Gott! Gott!" rief Hennig, und hob

die Arme gegen Himmel auf. — „O Gott! Gott!“ rief er noch einmal jauchzend, mit funkelnden Blicken, mit einem Lächeln, worin die Freude eines Seligen schwebte. Hannchen sah ihn verwundert an. Louise hob beide Arme ihm entgegen, mit dem Gesicht eines Menschen, der vor Sehnsucht versinkt, den die Freude tödten will; und ein Seufzer des Entzückens drang aus ihrer vollen glücklichen Brust. Hannchen sah sich geschwind nach ihr um. Hennig blickte sie an; die Stange entfiel seiner Hand, und er hob den Fuß, um in die offnen Arme der Geliebten zu fliegen. — „Du spielst wohl gar,“ sagte Hannchen lachend, mit der Gräfin Komödie! — Schnell bückte er sich, um die Stange wieder aufzunehmen, und Louise zog den Flor von ihrem Hut über das Gesicht.

„Nein,“ sagte Hennig, „ich kann nicht mehr! und warf gewaltsam den Kahn dem Ufer zu. Er sprang an das Ufer, fing Louisen in seine Arme auf, ohne an Hannchen zu denken. Endlich rief das kleine Mädchen: aber, Hennig, wie bist du dann heute? So faß doch die Kette!“ — Nun machte er den Kahn fest, nahm dann Louisens zitternden Arm, und ging mit ihr unter den Silberpappeln am Ufer hin. Sie hatten die freudetrunkenen Blicke fest auf einander geheftet, und drückten einander mit inniger Zärtlichkeit die Hände. So blieben Sie oft stehen, und Hannchen mußte sie wohl zehnmal erinnern, daß sie fortgehen möchten.

„Ich weis wirklich nicht, wie du heute bist!" sagte die Kleine. „Wie ich bin?" erwiederte ihr Hennig, nahm sie auf seinen Arm, und küßte sie. „Liebes Kind, ich bin ... der unglücklichste Mensch auf der Erde, wenn es jemals anders wird, als heute. Ich bin ... O" — fuhr er mit zitternder Stimme fort, und es strömten Thränen aus seinen Augen — „o, ich bin matt, sehr matt! Und doch .. Ich möchte dieß Herz öffnen, und einen Theil meiner Seligkeit mit meinem Blute herauslassen! In das Grab möcht' ich gehen: so glücklich bin ich!"

Louise sah ihn mit liebevollen Blicken an, reichte ihm die eine Hand, und legte die andre auf ihr Herz. Sie konnte nicht reden, nur wehmüthig lächeln.

„O," sagte Hannchen erschrocken, und zog Louisen am Kleide: „mir wird hier recht bange! Und zu Hause wissen sie nicht, wo wir sind! Ich habe nur unten etwas bestellt, und bin dann ohne Erlaubniß weggegangen. Kommen Sie doch, Gräfin Louise!"

Das brachte die Liebenden zur Besinnung. Um Hannchen zu beruhigen, erzählte erst Hennig und dann Louise ein Geschichtchen. Man sang, man scherzte mit einander, und Hannchen war nun wieder äußerst fröhlich. Louise flüsterte Halden zu, er möchte schweigen und behutsam seyn. „Durch den Jäger!" sagte sie noch, als sie in den Garten traten

und sogleich das Fräulein erblickten, das mit der Majorin den Gang herunter kam.

Louise erzählte ziemlich natürlich: sie hätte auf dem See gekahnt: und Hennig jagte sich unterdessen mit Hannchen umher, daß die nicht etwa die Erzählung mit Anmerkungen begleiten möchte. „Aber," setzte Louise hinzu, „die Sonne brennt gar zu sehr auf dem Wasser!" — „Sie sind auch sehr erhitzt," erwiederte die Majorin. „Hennig ist das gewohnt; der kann es wohl aushalten." — „Die Kleine wollte so gern kahnen," sagte Louise; und ich mochte ihr die Freude nicht verderben." — Man sprach bald von etwas Anderem, und ging weiter.

Hennig verlor sich auf der einen Seite in das Gebüsch; Louise ging auf der andern mit verschlungenen Armen heftig hin und her. Beide genossen jezt des höchsten Glückes. Sie hatten noch nie Kummer gehabt! ihr Herz war immer von gleicher Heiterkeit gehoben, und ihr Leben einem Bache gleich gewesen, der auf einer Fläche in Blumen fortspielt. Seit Kurzem hatten sie endlich zum Erstenmale Unruhe empfunden; und nun so plötzlich, ohne alle Vorbereitung, hoben sie sich Beide, eins in des andern Armen, nicht zu jenem ruhigen Glücke empor, sondern zu einer unbeschreiblichen Seligkeit, die sie vorher nicht einmal geahnet hatten. Wären auch ihre Herzen aus dem ungleichsten Stoffe gebildet gewesen, die

Glut ihres Gefühls würde sie in Eins geschmolzen haben. Aber ihre Seelen waren einander so ähnlich, ihre Herzen empfanden so gleich: — sie mußten sich lieben, sobald sie einander fanden, so bald sie den Muth hatten, einander zu sagen, was sie fühlten. Ihre Seelen waren rein, alle ihre Empfindungen gutartig: was hätten sie also einander verbergen sollen? Der wirklich gute Mensch ist immer natürlich, unverstellt, offen; er bewahrt keine Geheimnisse, weil er keine hat.

Louise und Hennig gingen noch lange auf und nieder. Das Fräulein freuete sich, als sie bemerkte, wie entfernt die beiden jungen Leute von einander blieben. Der Major murrte in der Stille darüber, daß Hennig sich so wenig um seine Gevatterin bekümmerte. Er sagte zu Seibolden, als dieser ihm begegnete: „sehen Sie nur, wie Hennig da geht! Es ärgert mich. Nun werden Sie ja glauben, er kann keine Fünfe zählen!"

„Wer weis, was er zählt!" erwiederte Seibold lächelnd.

Hennig traf Seibolden im Gebüsch allein, warf sich heftig, mit lautem Schluchzen, an seine Brust, seufzte: o! und verließ ihn eben so heftig wieder. Seibold erschrack ein wenig; als er aber Louisen mit entzückten Augen und verschlungenen Armen gehen sah, setzte er sich die Wahrheit beinahe richtig zusammen. Er nahm Hannchen allein, und befragte sie um die Fahrt auf dem See. Nun war seine Vermuthung

bald Gewißheit, und er würde sie sogleich dem Major mitgetheilt haben, wenn ihn nicht eine Aeußerung von diesem behutsam gemacht hätte. Das Gespräch war einmal auf Hennigs künftige Verheirathung gefallen und der Major hatte nur gesagt: „da hab' ich meinen eignen Plan!"

Gegen Abend, als man zurückfahren wollte, suchte Louise den Geliebten noch allein zu sprechen. Bei ihr hatten die neuen Gefühle und Vorstellungen weit mehr Bestimmtheit, als bei Hennigen; denn — sie war ein Mädchen, und ihre Jungfer hatte ihr schon ziemlich viel von Liebe vorgesprochen. Sie ging mit ihren Ideen um einen Schritt weiter, und dachte sich als Hennigs Gattin; aber sie sah auch Hindernisse zu bekämpfen. Die Cousine hatte schon öfter nicht undeutlich Hoffnungen geäußert, mit denen Hennigs Liebe sich gar nicht vertrug. Ueberdieß wußte Louise, in welcher Gunst Karl bei ihrem Vater stand, und welche Meinung dieser von dem Major und von Hennigen noch immer hatte. Daher glaubte sie, ihrem Geliebten noch einmal Verschwiegenheit empfehlen zu müssen. Sie winkte ihm mit den Augen, und sprang dann in das Haus, um etwas zu hohlen, das sie vergessen haben wollte. Hennig eilte ihr nach. Auf dem Zimmer des Majors flogen sie einander in die Arme. Louise machte sich los, und sagte eilig: „ja, Halden, ich liebe Sie! O, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr! Aber mein Vater, meine Cousine! Sie wissen nicht. . ."

Hennig faßte ihre Hand. „Wenn Sie . . . wenn du mich liebst, Louise, o so bin ich glücklich. Das Andre ist Kleinigkeit. Ein fester Entschluß und ewige Treue können Alles. — Wirst du mir treu seyn, Louise?“

„Treu! Treu, bis in den Tod!“ sagte das Mädchen, und gab ihm die Hand. „Aber schweigen Sie Halden! Ich werde Ihnen Nachricht geben, wie es geht. Treu bin ich gewiß. (Sie zog einen Ring von ihrem Finger, und drückte ihn auf sein Herz.) Ja, Halden, in dein Herz will ich diesen Ring drücken. Da! und nun schweig; sonst sind wir verloren!“

Er nahm den Ring, und sah sie bestürzt vor Freude an. „Ich habe keinen Ring, meine Louise! aber — ein Herz: und das ist dein, ewig dein, Louise, ich kann dir nicht sagen, was ich empfinde! Eine süße Angst, eine schmerzliche Freude, eine dunkle Verwirrung hier und hier! (Er zeigte auf Stirn und Brust.) Louise, wie lieb' ich dich!“ Mit diesen Worten schlang er seinen Arm aufs neue um sie.

Das Rasseln des vorfahrenden Wagens weckte sie aus dem Entzücken dieser Umarmung, und sie eilten Beide hinunter. Noch einmal flüsterte Louise dem Geliebten zu: „schweigen!“ und er sagte mit einem Händedruck: „Treue!“

Auch der Graf und die Cousine kamen nun bald. Als der Wagen fortrollte, war Hennig, wie ohne Bewußtseyn. Er

eilte in den Garten, ohne auf das Rufen seines Oheims zu hören, lief an den See, ruderte in die Bucht, wo er so glücklich gewesen war, und verträumte da ganze Stunden. Erst spät ging er zu Bett, ohne noch jemanden im Hause gesehen zu haben: denn heute vergaß er über das entzückende Gefühl, geliebt zu seyn, alles Andere.

Am folgenden Morgen kam Hennig auf einen Augenblick zu der Familie, aber zerstreuet, mit niedergeschlagnen Blicken. Er sprach kaum ein Wort; und ehe man es sich versah, war er verschwunden.

„Dem ist ein Unglück oder ein Glück begegnet!" sagte der Major, der ihn nachdenkend betrachtet hatte, mit ernsten Blicken. „Gott gebe das Letztre! . . . Es hat ihn doch Niemand beleidigt?" fragte er, und sah dabei seine Gattin, den alten Hennig und Seibolden der Reihe nach argwohnisch an; doch Aller Blicke begegneten dem seinigen so freundlich. „Schon gestern im Garten — Seibold, ich machte Sie aufmerksam darauf — da ging er, und käuete an den Nägeln. Herr Gott, wenn dem Jungen ein Unglück begegnet! Und habt Ihr wohl gesehen, was für ein Gesicht er machte, als Espenbruchs in den Wagen stiegen? Als ob er mit dem lieben Gott grollte! Und wie er in den Garten lief, so viel ich ihn auch rufen mochte? Ich meinte erst, Espenbruchs hätten ihn etwa belei-

digt; aber er war schon so, als sie kamen: ordentlich wie betäubt!"

„Ja, das ist wahr!" sagte Seibold. Auch ihm fiel das jezt auf, und seine Ideen verwirrten sich. Er hatte an eine erwachende Liebe zu Louisen gedacht; und nun erinnerte er sich auf einmal, daß der Jüngling schon einen Monat lang ein Träumer gewesen war. Seibold glaubte, dem Major einen Wink geben zu müssen, daß wohl die schöne Louise an Hennigs sonderbarem Betragen Schuld seyn könnte: er sagte das wieder, was Hannchen ihm von den Scenen auf und an dem See erzählt hatte. Der Major wurde todenblaß. „Das wolle Gott verhüten! — es wäre das größte Unglück, das mir begegnen könnte!" — „Aber," sagte die Majorin, „Hennig hat schon eher gegrollt, als gestern; die Gräfin kann also wohl nicht die Ursache davon seyn." — „Wenn das nur ist!" rief der Major freudig, nahm seine Tochter, die so eben herein trat, auf den Arm, und küßte sie recht herzlich.

Hennig war unterdessen an die Gränze von Ransleben gewandert. Dort kam der Jäger mit einem feinen, lächelnden Blicke auf ihn zu, und gab ihm ein versiegeltes Papier ohne Aufschrift. Hennig nahm es mit zitternder Hand, schlug das Auge zu Boden, und fragte nicht einmal, von wem es käme. Er fühlte eine Art von Scham bei dem Lächeln des Jägers. „Ich weis schon," sagte er endlich mit stockender

Stimme: die Gräfin Louise schickt meiner Tante eine Arie." — So?" erwiederte der Jäger noch immer lächelnd. „Die Gräfin hat gesagt es wäre ein Strickmuster." — „Kann auch seyn!" antwortetete Hennig verlegen. Er gab dem Jäger alles Geld, das er hatte, und eilte, sobald er aus dessen Augen war, in das dickste Gebüsch.

Louise ging am vorigen Tage, als sie wieder nach Hause kam, auf ihr Zimmer; und sogleich war auch ihre Jungfer bei ihr. Sie fiel Suschen mit wilder Heftigkeit um den Hals, ließ sie erröthend los, wendete sich kalt ab, und sagte gähnend: „ich will mich ausziehen. Das war ein langweiliger Tag!" Nun fing die Jungfer an zu fragen. Louise hielt sich gut. Sie verrieth sich zwar wohl hundertmale: aber sie sagte doch nichts. Die Jungfer kicherte. Louise wurde böse, schickte sie fort, und saß nun mit ihrem Glücke allein da. Sie überlegte, sprang auf, und tanzte, wurde dann wieder traurig, fing bald nachher ein frohes Lied an, und schwieg nach einigen Takten, weil ihr einfiel, daß sie Hennigen nur höchst selten einmal würde sehen können. Diese Idee stach gegen den Genuß, den sie heute in seinen Armen gehabt hatte, so unangenehm ab, und ihre Fantasie war jezt nur mit Planen, ihn zu sprechen, beschäftigt. Endlich fiel ihr ein, daß ihre Jungfer öfters an den Jäger, wenn dieser auf einige Zeit verreist gewesen war, geschrieben, und daß sie selbst ihr die Schreibmaterialien dazu gegeben hatte. „Ja, schreiben!"

rief sie mit Entzücken: und nun setzte sie sich nieder, und blieb die halbe Nacht durch sitzen. Erst schrieb sie einige Worte; dann saß sie wieder eine Viertelstunde mit gestütztem Kopfe, und träumte; dann schrieb sie weiter, aber auch dießmal nur einige Worte. Endlich siegelte sie den Brief. Doch nun wußte sie ihn nicht in die Hände des Geliebten zu bringen, da sie fest entschlossen war, Suschen ihr Geheimniß nicht zu entdecken. Sie stand schon einmal im Begriff, ihn zu zerreißen; aber an diesem Briefe hingen ja so viele süße, liebliche Ideen, daß sie sich unmöglich dazu entschließen konnte.

Am folgenden Morgen gab sie den Brief ihrer Jungfer mit abgewendetem Gesichte, und sagte: „hier ist ein Strickmuster für die Frau Majorin von Halden. Wenn etwa der Jäger heute den Herrn von Halden sieht, so . . ." Sie stockte, weil sie keine Worte mehr zu finden wußte.

Dieses Geheimthun verdroß die Jungfer. Sie nahm den Brief, ging an die Thür, und sagte: „das Fräulein schickt eben nach Sollingen. Ich will ihr den Brief hintragen; sie kann ihn mit einlegen." — „Um des Himmels willen nicht!" sagte Louise, sprang nach der Jungfer hin, und entriß ihr den Brief. Suschen sagte lächelnd: „aber, liebe Gräfin, ich bin Ihnen ja treu bis in den Tod. Sie wollen gewiß noch öfter schreiben; und am Ende müßte ich ja doch merken, was

Ihre Briefe enthalten!" — Louise fing an zu weinen: fiel Suschen um den Hals, und sagte: „ach ich bin recht unglücklich!" Sie nahm den Brief wieder, und wollte ihn nun gar nicht fortschicken; aber Suschen riß ihn ihr weg, und sprang geschwind aus dem Zimmer.

Sobald Hennig im dicken Gebüsche war, las er den Brief, und verging fast vor Entzücken. Louise schrieb ihm:

„Ja, mein theurer, geliebter Herr von Halden, ja ich will Ihnen treu seyn bis in den Tod." —

„Ich lese das wieder. Ach! ich sollte das nicht schreiben. Mein Gesicht glühet über und über vor Schamröthe. Schon wollte ich das Blatt wieder zerreißen; denn was werden Sie davon denken, daß ein Mädchen Ihnen so etwas schreibt! Aber, ich habe mir fest, recht fest vorgenommen, Ihnen Alles zu sagen, was in meinem Herzen vorgeht. Sie sollen daraus sehen, wie ich Sie liebe!"

„Nein, ich kann Ihnen doch nicht sagen, wie es in mir ist. Glauben Sie nur nicht etwa, ich wäre mißtrauisch, oder wollte nicht offenherzig seyn. Ich habe Ihnen ja, ehe ich anfing zu schreiben, im Geiste die Hand darauf gegeben, daß ich Ihnen immer die reine Wahrheit sagen will. — Ach lieber Halden, da kommen mir schon wieder so viele Thränen in die Augen, daß ich die Buchstaben, die ich mache, kaum mehr sehe."

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie mir ist. Etwas Süßes, eine Unruhe, das höchste Glück, und eine Beklemmung, bei der ich seufzen und weinen möchte: das Alles läuft in meiner Brust so durch einander, daß ich nicht einen Augenblick recht sicher weis, ob ich glücklich bin oder nicht. — Mich verlangt nach Ihnen, ach, so herzlich, so sehr! Die Wände werden mir zu enge, als wollten sie über mich her fallen; und meine Brust — o, die preßt mein Herz, als wollte sie es zerdrücken.''

„Ich muß oft ans Fenster gehen, lieber Halden, und es aufmachen, um Luft zu schöpfen. Und dann strecke ich meine Arme zum Fenster hinaus nach Sollingen zu. Ach, es ist, als sollte mein Herz aus der Brust hinaus zu Ihnen hin fliegen! Ich muß weinen, und möchte doch vor Freuden laut ihren Namen rufen. Aber so sehnlich ich Sie auch zu mir her wünsche, so fühle ich doch, daß ich ohne Sie, allein in meinen Zimmern, glücklicher bin. Ja, ich muß allein seyn, um mein Glück empfinden zu können."

„Da habe ich nun schon eine Stunde an den wenigen Zeilen geschrieben!"

„Ja, so ist es mir. Und dazu nun noch die tausend Gedanken, die auf einmal in meinem Kopfe oder in meiner Brust hervorkommen. Das Alles mischt sich unter einander, und geht in meiner Seele immer im Kreise umher. Bald

bin ich mit Ihnen im Wagen, bald im Kahne, unter den Pappeln, auf dem Zimmer. Ich kann mich an nichts erinnern, und erinnere mich an Alles. Sehen Sie, jezt will ich daran denken, wie wir da in den Blättern saßen, und die Nachtigall über uns sang, und wie es mir war, als müßte ich mit Ihnen und dem Kahne in den Abgrund sinken Kaum denke ich das, so sehe ich mich und Sie wieder in dem Wagen, und dann gleich irgend wo anders. Das Alles kommt und verschwindet, wie Wolken, die der Wind untereinander treibt. Ich schäme mich, und halte die Hände vor mein Gesicht, wenn ich daran denke, daß ich Sie an mich gedrückt habe; und ich wünsche, daß ich gar nicht nach Sollingen gekommen seyn möchte. Aber zugleich strecke ich meine Arme aus, und — o Gott! ich bin so froh! Alles ist mir zu klein, zu enge, zu schwach. Ach, es kommt mir so vor, als könnte ich mich an die Wolken hängen, die am Himmel wegfliegen, als müßte ich es; und dann sind mir die Wolken doch zu langsam."

„Nein, ich liebe anders, als sonst die Menschen; denn wenn sie so liebten, wie ich: wie wäre es möglich, daß sie einander untreu werden könnten! Gewiß, liebster Halden, mir ist das nicht möglich. Ich bin dir treu, treu bis in den Tod: das fühle ich. Mein Herz will mir die Brust zersprengen. Ich kann nicht mehr schreiben. Ach, wie unglücklich

bin ich! Gute Nacht! Deine Louise; bis in den Tod deine Louise.“

Sie versiegelte den Brief sogleich; und einen Augenblick nachher wußte sie nicht mehr, was sie geschrieben hatte. Wäre ihr noch Alles gegenwärtig gewesen, so würde sie vielleicht Bedenken getragen haben, den Brief wegzuschicken. Aber sie hatte es sich ja noch überdieß angelobt, ihrem Geliebten treu zu seyn; und in ihrer Unschuld glaubte sie, ihm nun auch nichts verschweigen zu dürfen. Daher hatte sie den Brief vollendet, so sehr sie sich auch beim Schreiben schämte.

Hennig benetzte den Brief, als er ihn unaussprechlich entzückt gelesen hatte, mit heißen Thränen der Freude, drückte ihn an Mund und Herz, knieete nieder, und schwor seiner Louise die zärtlichste Liebe und ewige Treue. Er las den Brief noch einmal; und nun eilte er, trunken von Leidenschaft, und außer sich vor Entzücken, nach Hause.

Ohne erst jemanden zu sprechen, ging er sogleich auf sein Zimmer, um Louisen zu antworten. Kaum hatte er sich niedergesetzt, so kam der Major, und sagte mit sanftem Tone: „Hennig, dir fehlt etwas!“

„Mir?“ fragte der Jüngling verwundert, und warf sich an die Brust seines guten Oheims. „Mir? O, ich bin der glücklichste Mensch auf der ganzen Erde. Glücklich, liebster,

theuerster, gütigster, edelster Onkel! ach, so glücklich, daß mir Athem, Herz und Seele vergehen!"

„Aber, liebster, theuerster, gütigster, edelster Hennig, willst du mir wohl sagen, wodurch du so glücklich bist?"

Hennig besann sich einen Augenblick; dann wendete er sich rasch zu seinem Oheim, und sagte: „ja, Sie sollen es wissen, theurer, liebster. . ."

„Gütigster, edelster, närrischer Hans Hasenfuß! . . . Sei so gut, Hennig, und sag mir das ohne dein Trarara! Junge, was kann dir denn so Großes begegnet seyn? Hast du dich etwa mit deiner Mutter versöhnt? Nun sprich doch gütigster, edelster, liebster Hennig."

Die schöne Gräfin Louise liebt mich! das edelste, beste, theuerste Mädchen! O, ich bin so glücklich!" —

„Der Major wurde bleich. Er schüttelte den Kopf, ging langsam an die Thür, öffnete sie, sagte dann sehr ernst; „daraus wird nichts!" und ging wieder nach seinem Zimmer.

Hennig blieb mit ausgebreiteten Armen stehen, und sah, wie erstarrt, die Thür an. Doch bald fiel sein Blick auf Louisens Brief. Er las ihn noch einmal, vergaß alles Andere, und warf sich an den Tisch, um ihr zu schreiben.

Der Major setzte sich, noch immer bleich, an sein Grillenfenster; und als seine Gattin ihn fragte, was ihm fehle,

winkte er ihr mit der Hand zu, sie möchte ihn nicht stören. Seibold ging zu Hennigen, fand ihn am Schreibtische, und wollte mit ihm sprechen. Hennig aber sagte lächelnd: „ich bitte Sie, lieber Seibold, lassen Sie mich eine Stunde allein!"

Seibold ging mit Kopfschütteln zurück, wieder in das Zimmer des Majors. „Was macht er, Seibold?" fragte dieser. — „Er schreibt, Herr Oberstwachtmeister. Ich sehe nicht, daß ihm etwas fehlt."

„Ihm nicht," sagte der Major, aber mir! mir, lieber Seibold! Sagen Sie ihm doch — . . . Aber nein! es wird sich finden. Der Junge kann mir ja für meine Liebe nicht den Tod zuziehen wollen! Laßt das, Kinderchen. Ich muß erst darüber nachdenken, was recht und billig ist. Heute Mittag will ich mit dir allein essen, Hannchen. Seibold, essen Sie mit der Kleinen und mit Hennigen auf seiner Stube. Ich weis nicht, es muß wohl Alles gut seyn; aber von Zeit zu Zeit kommt mir doch noch immer so ein Kroat in die Quer. Gott helfe, daß wir auch den wegschaffen!" Der alte Hennig sagte mit Zuversicht, und schüttelte dabei dem Major die Hand: „nur Geduld! wir schaffen ihn weg."

Die ganze Familie wurde nach und nach unruhig; aber Hennig saß, ohne etwas davon zu wissen und schrieb. Als in seinem Zimmer gedeckt werden sollte, wurde er aufmerksam,

und fragte: „wird hier gegessen?" Seibold nickte mit dem Kopfe, ohne etwas zu sagen; und Hennig schrieb weiter. Die Suppe wurde aufgetragen. „Nur drei Couverts?" fragte er, „wo sind denn der Onkel und die Tante?" — „Sie wollen allein essen." — Hennig sah befremdet Alle im Zimmer nach der Reihe an. Jezt fiel ihm wieder ein, daß der Onkel gesagt hatte: „daraus wird nichts!" Er eilte an die Thür; aber der alte Husar trat vor ihm hin, und sagte: „nichts, nichts! Der Onkel will dich nicht sehen, junger Herr!" — „Mich nicht sehen?" fragte Hennig mit Erstaunen. „Mich nicht sehen?" wiederhohlte er noch einmal. „Ist es möglich?" fragte er nun, hob langsam beide Arme auf, und faltete die Hände. „Ich bitte euch, laßt mich zu ihm!" — Seibold bath ihn, bis nach Tische zu warten. „Dein Oheim, lieber Hennig," sagte er, „hat etwas auf dem Herzen. Du weist, er muß Zeit haben, einen Entschluß zu fassen. Komm, laß uns essen!"

Alle setzten sich; aber niemand aß, niemand sprach. Der alte Hennig, der von seiner Gewohnheit, bei Tische aufzuwarten, nicht abging, hatte sich in einiger Entfernung vom Tische niedergesetzt, und sprach einigemale sehr kräftig über diesen Vorfall.

„Die Augen gehen mir über," hob er an, und zog sein Schnupftuch hervor. „So einen Tag hab ich hier noch nicht

erlebt! Hier Alles so still! so mißtrauisch, als ob da, anstatt des Hasenbratens, eine Schüssel Gift auf dem Tische stände. Und der Herr! O, lieber guter Gott! anstatt des Essens schluckt er seine Thränen hinunter; und die gnädige Frau sitzt und stochert im Essen umher, als ob sie da das Glück des Hauses suchen wollte. — Ist das nicht ein Jammer! Können sie es in Moorberg schlimmer machen? Da kommen sie oft zusammen mit rothen Gesichtern, und schlagen die Augen nieder, weil sie kein Herz zu einander haben, weil Einer gegen den Andern ist. Nun muß ich das auch hier erleben! Wehe dem, der daran Schuld ist. Geht die Sonne unter, und es ist nicht Alles wieder in Richtigkeit; so reit ich davon. Ich mag nicht sehen, wie der alte Herr mit Kummer in die Grube fährt."

So sprach der alte Mann in Absätzen, und jedes Wort war für Hennigen ein Dolchstich. „Alter," sagte dieser endlich, und sprang auf, „du redest da, und weist nicht, was. Sieh, ich kann Alles; nur das nicht, was der Onkel, wie es scheint, von mir fordert."

„So sagt jeder Heuchler," antwortete der Alte: „nur dieß kann ich nicht, aber alles Andere. Ho! mir hat der Herr lange nicht so viel Gutes gethan, wie dir, junger Herr! denn ich war schon ein Kerl, und ein braver Kerl, ehe der liebe Gott uns zusammenführte. Aber, ich würde mich in

die Seele hinein schämen zu sagen: ich kann das nicht, wenn der Herr es haben wollte: und zumal, wenn ich sähe, daß es ihm am Herzen läge. Nein, Gott Lob! ich kann Alles für ihn, weil ich ihn lieb habe; Alles!"

„Auch einen Schurkenstreich für ihn begehen?" fragte Hennig empfindlich.

„Einen Schurkenstreich?" wiederholte der Alte, und trat mit drohendem Gesichte näher. „Alle Teufel! Junger Herr, wenn ich nicht bedächte, daß du ein Windball bist, dem's auf ein Paar Worte nicht ankommt, ich wollte dich bei Schurkenstreichen! Nein, das ist zu arg! Thu das nur, was dein Oheim dir befiehlt; und wenn du tod bist, so sage dem lieben Gott ganz dreist: mein Onkel, der Major Halden hat es mir befohlen. Ja, ich möchte! . . . Dein Onkel kann dir nie etwas Böses heißen: aber euch Gelbschnäbel blendet der Teufel, daß ihr das für böse haltet, was alte ehrliche Leute für recht und gut erkennen."

Hennig fühlte die Härte seines Ausdruckes, und reichte dem Alten mit einer bittenden Miene die Hand. Jeder versank nun wieder in ein düstres Schweigen. Des alten Mannes Vorwürfe hatten den jungen Menschen doch so weit gebracht, daß der Widerwille seines Oheims gegen seine Liebe zu Louisen ihm nun ein Hinderniß schien, und daß er wenigstens darauf sann, wie er dieses überwinden könnte.

Nun ging der alte Hennig zu dem Major hinüber, und sprach da fast eben so kräftig, wie vorher im andern Zimmer; doch mit dem Unterschiede, daß er jezt den Major angriff. Er brummte allerlei; unter andern: „der Mensch ist nur Einmal jung, und junge Leute denken nicht so, wie alte. Hennig würde sein Leben sogar für einen Fremden wagen, der in der Noth wäre; also muß es wohl nicht an seinem guten Willen liegen, wenn, — was Gott verhüten wolle! — etwas Böses vorfällt."

Der Major hörte lange zu, und fing endlich an den Dessauer Marsch zu pfeifen. Kaum war er aber damit zu Ende, so brummte der Husar aufs neue! „Alter Hennig," sagte der Major zulezt; „du solltest nicht von mir abfallen. Meinst du nicht, daß es dem Könige David weh gethan hat, als er sehen mußte, daß sich Alles zu seinem Sohne Absalon schlug?"

„Ein Absalon ist der Hennig auch nicht! bei meiner armen Seele nicht! Dem Jungen schwimmt ja das Herz in Angst und Liebe."

„Und mir auch, Hennig, mir auch! Er hat keinen Vertheidiger, keinen Mittler, bei mir nöthig."

Nicht? Warum muß er denn allein essen? Das soll ihm nicht weh thun? Er ist ja nicht von Eisen, der arme Schelm!"

„Mir thut es noch weher, Alter. Aber ich mußte doch erst überlegen, was recht und billig ist. Du weist ja nicht, was

vorgeht. Ruf ihn, und Seibolden auch! und du mußt wieder kommen. Aber Hannchen kann in den Garten gehen. Heute Abend wollen wir wieder zusammen essen, in Freuden oder mit gebrochenen Herzen." — Er stand auf, und es flossen dicke Thränen aus seinen Augen.

Der alte Husar sprang zu ihm, faßte seine Hand, drückte sie, wischte sich das Auge, und ging. Nach einigen Minuten kam er, mit seinem Zöglinge an der Hand, und mit Seibold, wieder in das Zimmer. Die Majorin sah ihren Pflegesohn mit nassen, bittenden Augen an; der Major wendete sich von ihm ab, nach dem Fenster. Hennig umfaßte ihn von hinten, und sagte zärtlich: „O, lieber Onkel, Sie wenden sich von mir ab? dahin wäre es gekommen? dahin?"

Der Major umarmte und küßte ihn. „Nicht aus Haß," sagte er; „nein, mein Sohn! nur um dir den Kummer zu verbergen, den du mir machst. Setze dich dahin, lieber Hennig! setzt euch Alle. Wir wollen vernünftig mit einander überlegen. — Du mußt mir das Zeugniß geben, lieber Sohn, daß ich dich nie gezwungen oder tyrannisirt habe, wie es manche Eltern machen. Aber heute ist mir wohl einmal eingefallen, daß es gut wäre, wenn ich sagen könnte: du sollst! und Vormittags habe ich auch ungefähr so gesagt. Nimm mir das nicht übel, lieber Junge. Sieh, wenn man sich Jahre lang so mit einem Wunsche herumträgt, ihn in jedem

Morgen= und Abendsegen mit einschließt, sein Kopfkissen daraus macht, und sich freuet, auch sein Sargkissen daraus machen zu können; und man soll den Wunsch, an den man sich gewöhnt hat, so mit einemmale aufgeben: sieh, das muß einem wohl weh thun!"

Er schwieg und sah traurig vor sich an den Boden. — „Doch ja so! Ihr wißt noch nicht, wovon wir Beide reden. Hennig hat sich gestern in die Gräfin Louise verliebt, die auch ein braves Mädchen ist, und von der ich nichts als Gutes weis. Aber sieh, lieber Hennig, ich hatte etwas Andres, wahrhaftig nichts Schlechtes, für dich im Sinne; und du würdest mich glücklich machen, wenn du die Gräfin fahren ließest. Ja, lieber Hennig, ich will dir mein ganzes Herz aufdecken. Wenn mir dieser Wunsch fehl schlüge, wenn du ihn nicht erfüllen könntest (denn du thust es gern, wenn du es kannst, das weis ich); sieh, wenn das nicht geschähe, was ich wünsche: so würde ich in meinem ganzen Leben keine frohe Stunde mehr haben. Frag die Tante, ob das nicht die Wahrheit ist."

Die Majorin stand auf, und sagte mit weinender Stimme: „ja, lieber Hennig, so ist es, Du hast die Ruhe, die Zufriedenheit deines Onkels in deinen Händen. Ich bitte dich, lieber Sohn, sei menschlich! Du weist nicht, wie sehr die Sache deinem ehrwürdigen Onkel am Herzen liegt."

Hennig sah finster vor sich nieder, und schwieg lange. Endlich sagte er: „Ach, lieber Onkel, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Louisen liebe! wie unglücklich ich seyn würde, wenn ein anderer Mann ihre Hand . . ."

„Unglücklich?" unterbrach ihn Seibold mit einem scharfen Tone; unglücklich, wenn du deines Onkels letzte Tage mit Zufriedenheit erfülltest? Hennig, Hennig! deine Liebe von gestern zu der Gräfin wäre stärker, als die zu deinem Oheim, der so viele Jahre lang dein Freund, dein Wohlthäter, dein Vater gewesen ist? Deine Liebe zu Louisen ist ein Schatten, ein Nichts, ein bloßer Einfall. Laß doch hören, wie sie entstanden ist."

Hennig erzählte mit dem glühendsten Eifer der ersten Liebe, und es flossen dabei Thränen aus seinen Augen. Er stand mitten im Zimmer, und seine Zuhörer vor ihm. Der alte Husar wurde durch die Erzählung gewonnen. Er schüttelte den Kopf, und brummte: hier ist Gottes Finger! das seh' ich deutlich.

Hennig erzählte weiter, nahm Louisens Ring von seiner Brust, und sprach von Treue oder Tod. — Seibold suchte die Thorheit dieser Liebe zu erweisen; aber der alte Hennig sagte: „nein, nein! man hat Exempel, daß Menschen vor Liebe gestorben sind."

Der Major seufzte. Der Alte trat zu ihm, und flüster-

te ihm zu: „besinnen Sie Sich nur, Herr Oberstwachtmeister, wie es Ihnen ging!"

Hennig zog Louisens Brief hervor, und las ihn laut, um Seibolden zu beweisen, daß sie ihn eben so innig liebe, wie er sie.

Der Alte horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, und sagte, als der Brief zu Ende war: „Das ist Liebe! Nein, das laß' ich mir nicht abdisputiren. Da ruf' ich Sie zum Zeugen, Herr Oberstwachtmeister. Ihnen ist es gerade eben so gegangen; das haben Sie mir selbst mit Seufzen und ach! und weh! erzählt, als ich damals von der gnädigen Frau den Puder lieh. So kraus war es wohl aber nicht; dafür ist die Gräfin auch jünger. Und das an die Wolken hängen — ja, das ist wohl ein Bischen viel; aber was sagt man nicht in der Hitze! Und so ein junges Mädchen denkt Wunder, wie leicht sie ist."

Der Major seufzte wieder. „Ich glaube, Seibold könnte doch wohl Recht haben, mein Sohn. Mit mir war es anders; ich hatte meine Frau alle Tage um mich; du aber hast ja die Gräfin nur zweimal gesehen. — Lieber Junge, mach mir meine Freude nicht zu Wasser. Ich hatte dir Hannchen zur Frau bestimmt. Sieh, lieber Hennig, das ist der einzige Wunsch, den ich noch habe."

Als der Major noch blos im Allgemeinen seinen Wider=

willen gegen Hennigs Liebe äußerte, waren Seibold und der Alte so ziemlich auf seiner Seite, weil sie glaubten, seine Abneigung hätte die wichtigsten Gründe; als er aber den Namen Hannchen genannt hatte, wurden sie und auch Hennig muthig genug, ihm zu widersprechen.

„Hm!" sagte der Alte laut und mißbilligend: „da kann ich ja noch zehnmal vor der Hochzeit sterben!" Er war nun ziemlich gleichgültig bei der Sache, und fing an den Tisch abzuräumen. Seibold trat einen Schritt aus dem Kreise zurück, und machte eine Miene, die ganz deutlich sagte, daß er sich nicht weiter in die Angelegenheit mischen wollte. Hennig aber, der sich nun schon in einer bessern Lage fühlte, trat seinem Oheim einen Schritt näher. „Hannchen, lieber Onkel, ist ein gutes, liebes, frommes Kind! . . ." — „Ja wohl, ein Kind!" rief der Alte dazwischen. — „Aber ich liebe die Gräfin Louise. Oder fürchten Sie, bester Onkel, daß ich je aufhören könnte, Hannchens Bruder zu seyn? daß ich je vergessen könnte, wie sehr Sie Hannchen lieben? Wahrhaftig nicht! Sie theilte Ihre Liebe mit mir; und sie wird einmal Alles, Alles mit mir theilen."

Nun mischten der Alte und Seibold sich wieder hinein, und sprachen Beide für Hennigs Liebe; aber dießmal blieb der Major unbeweglich. Er schüttelte bei allen Einwürfen und Vorstellungen sanft den Kopf, und sagte nur: „es wird

mein Tod seyn, wenn du Hannchen nicht heirathest. Gewiß, das wird es!"

Hennig, der nun beinahe gesiegt zu haben glaubte, wollte den letzten entscheidenden Angriff auf die Standhaftigkeit seines Oheims wagen. Er nahm zärtlich dessen Hand, und sagte: „ja, lieber Onkel, ich wollte gern meinen theuersten Wunsch für den Ihrigen aufgeben, und in der Folge Hannchen heirathen, wenn Sie nur einen Grund mehr hätten, das zu wünschen."

„Ja, ja!" sagte der Major laut, und hielt des Jünglings Hand fest: „den hab' ich! Hannchen — ist meine Tochter! . . . Ich bin ihr Vater, und da ist ihre Mutter. Aus Liebe zu dir, Hennig, haben wir das so lange verschwiegen. Laß mich nicht aus der Welt gehen ohne die Hoffnung, daß die beiden Menschen, die ich nächst meiner Frau am meisten liebe, du und Hannchen, mit einander glücklich seyn werden!" Er fiel dem Jünglinge weinend um den Hals.

Alle Gegner des Majors waren auf einmal wie betäubt. Hennig wurde blaß, taumelte, und fiel in die Arme seines Oheims. In seiner Brust erhob sich langsam, wie der Todesengel auf einer finstern Wolke, das drückende Gefühl: er müsse unglücklich seyn. Er wollte es wegschaffen. Nein, dachte er, ich gehöre Louisen, und nie soll ein anderes Mädchen meine Hand bekommen. Aber trotz diesem Entschlusse

wurde das Gefühl, daß er dem Unglücke nicht entgehen könne, in seiner Seele immer stärker; es überwältigte seine Kräfte, und vertilgte alle seine Hoffnungen. „Hennig!" sagte der Major noch einmal zärtlich: „Hennig, mein Sohn!" Nun sank der Jüngling nieder auf die Kniee, legte seine Lippen auf des Majors Hand, und sagte leise: „ja, ich will, lieber Onkel." So wie er das gesagt hatte, warf der Major sich auf einen Stuhl an seinem Grillenfenster, und legte die Hand vor die Augen. Er empfand, daß die Erfüllung seines größten Wunsches ihn nicht glücklich machte, und konnte seinen Liebling, dessen Schmerz er lebhaft mitfühlte, nicht ansehen. Während daß er die Hand immer fester auf seine Augen drückte, schwankte Hennig zur Thüre hinaus nach seinem Zimmer, und sank da ermattet auf sein Bett. Der Alte schlich zum Erstenmal sich leise von seinem lieben Oberstwachtmeister fort, und ging in das Feld, um die Traurigkeit im Hause nicht länger zu sehen. Seibold folgte ihm, und bald auch die Majorin.

Der Major zog endlich die Hand von den Augen weg, und hoffte nun, daß Seibold oder seine Frau ihn trösten sollten; aber er sah sich allein. Dieser Zufall that auf ihn die gewaltsamste Wirkung.

„Allein? allein?" sagte er; „schon allein? O lieber, guter Gott! hab' ich denn so Unrecht gethan, daß sie Alle vor

mir fliehen?" In diesem Augenblicke sah er seine Tochter die Allee her gehüpft kommen, und winkte ihr. Als sie zu ihm kam, faßte er sie in seine Arme, und küßte sie; aber er konnte nicht ein Wort sagen, und führte sie sanft an die Thür. Sie hüpfte in Hennigs Zimmer. Der Major sah ihr durch das Fenster in seiner Thüre nach; und Hennig stürzte herbei, drückte das kleine Mädchen an seine Brust, und hielt es lange in seinen Armen. Dieser Anblick beruhigte den Major. Er glaubte, Gott selbst gebe ihm ein Zeichen, daß er mit dieser Verbindung zufrieden sei. Ja, dachte er; jezt seh' ich, daß Alles gut gehen wird. Alles! Alles! Er verriegelte die Thür, sank auf die Kniee, und bethete lange für das Glück seiner Tochter und seines Neffen.

Was der Major für ein Zeichen vom Himmel hielt, war nichts weiter, als ein irdisches von der Schwäche eines guten Herzens. Hennig hatte sich, wie gesagt, auf sein Bett geworfen, um seinen Schmerz auszuweinen. Er fühlte sein Unglück, seine Verlassenheit, und mußte seinen Unmuth auf irgend jemanden werfen. Auf seinen Oheim? das mochte er nicht, weil er sonst den Lohn seines Edelmuthes, das Gefühl, ihm seine Liebe aufgeopfert zu haben, verloren hätte. Der Mensch ist ja auch im Unglücke noch eitel. — Sein Unwille fiel auf Hannchen; aber sogleich dachte er auch daran, daß dieses Kind ohne alle Schuld war.

In dem Augenblicke, da er sein Unrecht empfand, ohne es deshalb wieder gut zu machen, hüpfte Hannchen in das Zimmer; und nun spielte er sogleich eine Komödie mit sich selbst. Er sprang auf, umarmte das Kind, und drückte es an seine Brust. In diesem Umfassen fühlte er seinen Unmuth zunehmen, und war dennoch zufrieden; denn er hatte sich ja doch wenigstens bewiesen, daß er wußte, was er thun sollte.

Kaum war Hannchen wieder weg, so kam Seibold, und mit einem Gesichte, auf dem Hennig schon las, daß dem Opfer, zu welchem er sich entschossen hatte, auch noch sein Werth genommen werden sollte. Seibold setzte ihm die Eigenschaften der Liebe auseinander, und zeigte, daß auch die vernünftigste gegen Zeit und festen Entschluß nicht aushalten könne, noch viel weniger aber eine Liebe, die ein Zufall, und das Geschwätz eines Jägers erregt habe. Je tiefer Seibold diese Liebe herabsetzen wollte, desto höher hob sie Hennig. Er erklärte gerade zu, daß er ohne Louisen unglücklich seyn würde; und zugleich nahm er sich vor, es seyn zu wollen. In diesen ersten Augenblicken des gereizten und überraschten Gefühles that er alles verkehrt, und Seibold verließ ihn endlich, ohne ihn überzeugt zu haben.

Hennig war freilich entschloßen, das Verlangen seines Oheims zu erfüllen, aber ohne eigentlich zu wissen, wie das geschehen sollte. Vielmehr blieb im Hintergrunde noch immer

eine Hoffnung, die auf Hannchens Jugend ruhete. Es mußten Jahre verfliessen, eh' das Kind seine Gattin werden konnte: Jahre aber bestehen aus vielen tausend Minuten, und jede konnte eine Veränderung bewirken. Dieser Gedanke wurde bei Hennigen immer lebendiger; aber so bald er dadurch seine Hoffnung aufgerichtet hatte, verwarf er ihn auch wieder. Er wollte sich zwingen, ihn nicht mehr zu denken; und doch nahm er, wenn seine Hoffnung sank, sogleich seine Zuflucht wieder zu ihm. So erhielt sein Betragen eine leidliche Haltung; und er hatte endlich sogar den Muth, zu seinem Onkel zu gehen. — Welch ein Heuchler ist der Mensch!

Kaum aber trat er in das Zimmer, und kaum drückte der Major ihn, voll Freude über sein ruhiges Gesicht, an seine Brust: so fühlte der Jüngling seine Heuchelei, so sah er, daß er seinen Oheim betrügen wollte. Seine Hoffnung sank, und mit ihr fiel er wieder in den Abgrund der Trostlosigkeit. Er blieb nur einen Augenblick bei seinem Oheim, ging dann in den Garten, kam an den See, und hatte nun weiter keinen Gedanken, als an Louisen. Was sollte er ihr sagen? und wie sollte er es? Ihr schreiben, daß er sie und sein Glück der Tugend aufopfern müsse? Er fühlte mit der fürchterlichsten Bestimmtheit, daß Louise ihn dann hassen oder verachten würde. Der Instinkt leitete ihn hier sehr richtig. Kein Mädchen glaubt, geliebt zu seyn, wenn irgend etwas in der Welt ist, dem die Liebe zu ihr noch weichen muß. Den

Kampf der Liebe mit Schwierigkeiten, ja auch mit der Tugend, sieht ein junges Herz sehr gern, und selbst das Aufopfern der Liebe bis zu einem gewissen Punkte, bis nahe an dem Verluste, macht ihm Freude; aber hier muß die Liebe sich wieder mächtig erheben und den Kampf noch einmal erneuern. Siegt die Tugend über die Liebe, so erfolgt Verachtung; denn Liebe, Treue ist die einzige Tugend, die ein junges Herz von dem andern fordert.

Hennig fühlte, daß er seiner Louise entweder trocken schreiben mußte: „ich liebe Sie nicht;" oder, daß ein Brief, wie er ihn im Kopfe trug, seinen Oheim und zugleich auch Louisen betrügen würde. Zu Keinem von Beiden hatte er Muth. Er floh den Ort wo er so glücklich gewesen war, und ging zurück mit dem Entschlusse, dem Oheim sein Wort zu halten. Hierin bestärkte ihn der alte Husar, der ihn auf dem Rückwege antraf, und ihm schweigend die Hand reichte. „Hennig," sagte der Alte zu dem Jünglinge, der ihn mit Thränen in den Augen ansah und dann den Blick zu Boden schlug: — „Hennig, ich kann es nicht leiden, wenn man im Unglück die Erde ansieht; das gibt allemal einfältige, nichtsnutzige Gedanken. Sieh, als der Herr Anno 1756 die Kroaten hinter sich hatte, da ging es mir auch so. Ich hatte das Leben lieb, wie du die Gräfin; aber meinen Rittmeister nicht weniger. Mich soll dieser und jener! ich wußte nicht recht, was ich thun müßte, und fragte mich selbst: soll ich? oder soll ich

nicht? Nun schlug ich die Augen gen Himmel. Ich dachte: die Ewigkeit ist lang; hohl der Henker das Leben: und damit warf ich den Gaul herum. Sieh, junger Herr, bei so einer Gelegenheit muß man in den hohen Himmel sehen, und denken: es kostet ja nicht mehr als das Leben, und hat das ein Ende, so gilt es einerlei, ob es ein Trauer- oder Freudensaal gewesen ist. Als ich so hinritt, den Kerln entgegen, da rief ich: Vater unser, Amen. Und nun ging es. So mußt du es auch machen; sonst stehst du da immer, und fragst: soll ich, oder soll ich nicht? Die Gräfin kann ja nicht verlangen, daß du sie lieber haben sollst, als deinen Onkel! Also frisch Vater unser, Amen. Laß deinen Vater nicht untergehen, Hennig!"

„Ja," sagte Hennig entschlossen; „hier ist meine Hand. Ich will! Er soll nicht untergehen! Mit Freuden will ich!" Er rieb sich die Augen aus, und die Stirn glatt. Ein Fremder sollte das gekonnt haben, dachte er; und ich, ich sollte es nicht können? Er eilte mit dem Alten nach Hause, und Beide stürzten in des Majors Zimmer. — „Der Kroat ist weg! Vivat!" rief der Alte. Hennig warf sich an seines Oheims Brust, und sagte: „ich will lieber Onkel, ich will! Sie sollen glücklich seyn!"

Zum Handeln hat der Mensch mehr Kraft, als zum Unterlassen. Er kann sich für einen Menschen blindlings in eine

Hölle stürzen, aber nicht vor einem Freudenhimmel stehen bleiben, ohne hinein zu treten. — Ich muß noch eine Bemerkung hinzu fügen: eine feinere, bessere, edlere Liebe kann der Mensch leichter aufopfern, als eine blos sinnliche, obgleich die erstere dauernder und sogar stärker seyn mag. Jene verliert er nicht ganz, wenn er sie aufgibt; wohl aber diese. Zwischen den Geistern bleibt ein unsichtbares Band übrig; zwischen den Körpern nicht. Die edlere Liebe läßt freilich, wenn sie zerrissen wird, eine Wunde zurück, die nie heilt, deren Schmerz bis an das Grab hin wächst. Die sinnliche betäubt die Seele, und drohet, sie zu zerstören; aber so bald Fantasie aufhört sich hineinzumischen, verliert sich auch der Schmerz: das Herz heilt wieder, und es bleibt nicht einmal eine Narbe zurück.

Wäre Hannchen schon erwachsen gewesen, so würde Hennig sich sogleich mit ihr haben trauen lassen; und dann hätte seine Liebe zu Louisen in einem Monate ihr Ende gehabt. Er wäre gewiß muthig in die Hölle hinabgesprungen; jezt aber stand er noch immer vor seinem Freudenhimmel, und sollte nicht hinein gehen dürfen. In einer Stunde konnte er bei dem Jäger sitzen und sich von ihm erzählen lassen; in zwei Stunden sogar bei Louisen selbst seyn! und das sollte er nicht! — Die Forderung überstieg seine Kräfte.

Seine Liebe war jezt noch nichts weiter, als eine erst er-

wachte Sinnlichkeit, folglich ganz so unbeschreiblich stark, wie alle sinnliche Triebe. Er fühlte sich in dem Maaße unglücklich, als er zu verlieren glaubte. Konnte er auf der Stelle mit Hannchen verheirathet werden, so war es geschehen; man findet sich leichter in die Nothwendigkeit unglücklich zu seyn, als in die Angst, es erst zu werden. Aber er mußte mit jedem Augenblicke sein edelmüthiges Opfer wiederhohlen; denn mit jedem Augenblicke zeigte seine geschäftige Fantasie ihm in der Ferne eine neue glänzende Hoffnung. Er fühlte sein Inneres vernichtet, seine Seele von tausendfachen Leiden zerrissen; und er selbst sollte diesen schmerzlichen Zustand in sich erhalten, ohne sich nur nach Linderung umzusehen! Wie konnte er das? Er mußte auf die Hoffnung hinblicken; aber er war edel genug, sich bald wieder von ihr abzuwenden. So wechselten bei ihm Angst und Furcht unaufhörlich mit Hoffnung und Erwarten.

Hennig litt sehr von diesem gewaltsamen, peinlichen Zustande. Er schloß in der Nacht kein Auge zu, und am andern Morgen kam er bleich, mit blauen Kreisen um den Augen, zum Vorschein. Man hätte ihn nicht für unglücklich halten sollen, sondern für einen Kranken, dessen Lebenskeime der Tod in der Brust zernage. Er lächelte, um seinen Schmerz zu verbergen; man sah aber, daß dieses Lächeln ihm die Anstrengung aller seiner Kräfte kostete. Seine Stimme bebte unter dem siegenden Weinen; seine Hand zitterte als er

dem Onkel die seinige drückte. Schon nach einigen Minuten ging er matt und erschöpft wieder auf sein Zimmer, und legte sich auf den Sofa.

Der alte Husar, der ihn besiegt hatte, war der Erste, der sich zurückzog. Er sah mit kleinen, von den tief herabgezogenen Augenbraunen halb bedeckten Augen in alle Winkel des Zimmers, als ob er etwas suchte, schüttelte den grauen Kopf, hustete ein Paarmal, und sagte endlich: „wenn das gut geht, so geht Alles gut!" Der Major blies den Rauch aus seiner Pfeife in die Sonnenstrahlen, und war stumm. Seibold betrachtete die Kaffeetasse, die er in der Hand hielt. Die Majorin sah sie alle Drei der Reihe nach an, und schwieg, weil sie schwiegen.

Der alte Husar ging hinaus, steckte den Kopf behutsam in Hennigs Thür, kam wieder zurück, machte sich mit einem lauten Seufzer Luft, und sagte warnend! „na, na, ich habe keine Schuld. Der Major that, als ob er nichts merkte, und fing an zu pfeifen, hörte aber bald wieder auf. Er rieb sich die Stirn, und drehete dem alten Husaren immer den Rücken zu, um dessen finsteres Gesicht nicht zu sehen. „Wie ein Lazareth!" sagte dieser endlich mit lauter Stimme. — „Wie meinst du das, Alter?" fragte der Major. — „Ich meine hier das Haus," gab der Alte zur Antwort. „Der Eine liegt schon in der Todtenkammer: wir Andern schleichen

noch bei einander weg, und haben nicht das Herz zu fragen: wie geht es?" — Mit diesen Worten verließ er das Zimmer wieder.

Der Major nahm Seibolden in das Fenster. „Hören Sie, Seibold, das Ding fängt an ernsthaft auszusehen. Sagen Sie mir Ihre Sätze von der Liebe noch einmal. Unglücklich soll Hennig nicht werden, und müßte ... Wie hieß doch der König, der seine Braut seinem kranken Sohne abtrat? ... Aber, ich sähe es gern, wenn es mit der Gräfin vorbei wäre."

Seibold versicherte ihm, daß Hennig Louise nach einiger Zeit wieder vergessen würde. „Aber, Herr Major," setzte er hinzu; „wenn nun Hannchen größer ist, und Beide haben kein Herz für einander; wie dann?"

Der Major runzelte die Stirn. „Das kommt von dem Verstellen, von dem Lügen und Trügen! Ich habe da einmal einen dummen Streich gemacht mit meiner Tochter, und weis nun nicht aus noch ein. Hat der liebe Gott hinterher nicht Lust, einen dummen Streich wieder gut zu machen, so brummt man. — Also die Liebe, meinen Sie, wird sich geben? ... Ich weis wahrhaftig nicht, was ich thun soll." — Der Major handelte wie alle Menschen in ähnlichen Lagen: er ließ die Sache gehen, wie sie wollte.

Hennig war bei Tische ein wenig heiter: doch der Tag

verging Allen bei Kopfschütteln und mancherlei Gedanken. Am folgenden Morgen war man schon ein wenig an die Lage gewöhnt, und fing an sich zu beruhigen. Auf einmal rollte ein Wagen in den Hof; und als der Schlag geöffnet wurde, hüpfte Louise heraus. Der Major setzte seine Pfeife in das Fenster, und sagte: „da kommt die Gräfin! Gott sei uns gnädig!"

Louise hatte auf eine Antwort von Hennigen gehofft; aber weder der Jäger, noch sonst jemand hatte ihn gesehen. Sie nahm das sehr übel; als er aber auch den zweiten Tag nichts von sich hören ließ, wurde sie traurig, weil sie befürchtete, daß er krank seyn möchte. Ihr Vater konnte unterdessen noch immer nicht aufhören, von seinem Arrondissement zu reden; und endlich kam er auf den Einfall, dem Major für die Wiese ein Stück Land zu geben, welches in das Sollinger Gebieth hineintrat. Er sprach davon, und Louise brachte ihn, wie es schien, ganz unbefangen, auf den Gedanken, dem Major das selbst zu sagen. Nun wurde eine Fahrt nach Sollingen beschlossen; aber, als man am folgenden Morgen noch nicht einmal ganz mit dem Ankleiden fertig war, ritten unvermuthet ein Paar junge Officiere von großen Familien aus der nächsten Garnison auf den Hof. Nun sollten das Fräulein und Louise nach Sollingen fahren, weil der Graf ohne dieß nicht Lust hatte, seine Tochter in der Gesellschaft dieser Herren zu lassen. Schon suchten Beide

Fächer und Handschuhe; aber jezt fuhr eine alte Dame aus der Nachbarschaft vor. Louise wurde sehr unmuthig, und verzweifelte fast, daß sie heute nach Sollingen kommen würde. „Indeß" sagte sie zu ihrem Vater: so fahre ich allein, und bringe dem Major die Nachricht. Dann besuche ich zugleich die Cousine Selenberg, zu der ich morgen ohnedieß hinwollte."

Der Graf, dem daran gelegen war, daß der Major je eher je lieber seine Erkenntlichkeit erführe, und den die Anwesenheit der jungen Officiere unruhig machte, sagte in der Zerstreuung: „ja; ich erlaube es." Louise eilte hinunter; und so eben rollte der Wagen fort, als dem Grafen erst einfiel; daß es unschicklich sei, seine Tochter ganz allein nach Sollingen fahren zu lassen. Louise hatte das befürchtet, und deshalb so sehr geeilt. Sie rief dem Kutscher beim Einsteigen zu: er möchte ja recht schnell fahren; und bald war sie in Sollingen, mit dem Entschlusse, ihren Geliebten, wenn er nicht krank wäre, tüchtig auszuschelten.

Sie flog die Treppe hinauf in des Majors Zimmer, und bemerkte da Verlegenheit in allen Gesichtern. Der Major machte ihr in der Angst eine tiefe Verbeugung, tiefer als sonst jemals vor irgend einem Menschen, und sah schweigend an die Decke. Auch die Majorin war nicht so freundlich, wie sonst. Louise fing selbst an verlegen zu werden. Da hüpfte

Hannchen zu ihr hin, und sagte: „ach! wenn nur Hennig nicht so krank wäre; heute wollten wir recht schiffen!" — „Krank?" fragte Louise mit ängstlicher Stimme, und wurde bleich; „krank? gefährlich? O gewiß! gewiß! Sie waren Alle so verlegen, als ich kam."

Der Major und seine Frau antworteten nicht. Hannchen aber sagte: nein, gefährlich nicht! Kommen Sie, Gräfin Louischen. Er sitzt auf dem Sofa in seinem Zimmer." Das ließ sich Louise nicht zweimal sagen; und ehe noch der Major etwas dagegen einwenden konnte, war sie schon aus der Thür.

Hennig saß bleich da, hatte die Hand über die Augen gelegt, und blickte nicht auf, als die Thür geöffnet wurde. Louise näherte sich ihm, und legte ihre Hand auf die seinige. Als er nun schnell seine Hand wegzog, sah er die Geliebte mit Schmerz und Theilnahme im Gesichte vor sich stehen. „O Gott! Louise!" rief er, und sprang auf; eine Purpurröthe zog sich über sein Gesicht, und sein Auge flammte. Er betrachtete das holde Mädchen mit einem langen Blicke; dann bedeckte er seine Augen wieder. „Krank sind Sie?" fragte Louise. — „Krank zum Tode!" antwortete er, und ließ die Hand noch immer vor den Augen.

Jezt sprang Hannchen hinaus, um ihrem Vater das zu klagen. Kaum war Louise mit Hennigen allein, so breitete sie ihre Arme aus, und sagte mit dem Tone der Liebe: „Hal-

den! lieber Halden!“ Er blickte sie an, und blieb unbeweglich stehen. — Sie ließ die aufgehobenen Arme sinken, und sagte schmerzlich: „o Gott, Halden! was ist Ihnen?“ — Länger widerstand er der lieblichen Stimme nicht. Er blickte sie lächelnd an, und näherte sich ihr.

In diesem Augenblicke öffnete der Major die Thür, und Louise sprang erschrocken zurück. Alle schwiegen.

Der Major wollte gehen; Hennig aber bath ihn, zu bleiben, und erzählte nun Louisen sein Unglück, seinen Kampf. Seufzend und matt setzte er hinzu: „Tugend, Dankbarkeit gegen den besten Oheim mußten siegen . . . Und nun?“ sagte er mit bebender Stimme, legte die Hand auf sein Herz, und wendete sich ab.

Louise blickte, mit Thränen in den großen, blauen, zärtlichen Augen, den Major an, sagte im Aufstehen: „o Gott!“ und ging in die andere Ecke des Zimmers. Der Major, dessen weiches Herz nie einem nassen Auge widerstand, rief auf einmal: „Gott soll mich behüten, zwei Herzen zu trennen, die einander lieb haben, und wenn es auch so wäre, wie Seibold sagt! . . . Hennig!“ fuhr er mit sanftem Tone fort, „sei glücklich, und vergiß meine Tochter nicht!“ Beide wendeten sich schnell um, sahen den Major mit Entzücken an, warfen sich vor ihm nieder, ergriffen seine Hand, und benetzten sie mit heißen Thränen. „O guter Gott!“ sagte der Ma-

jor gerührt, und legte ihre Hände in einander; „hätte ich doch nicht geglaubt, daß in der Stunde so viele Freude liegen könnte! Gott segne euch meine lieben Kinder!"

„Vivat hoch!" rief der alte Hennig, der gehorcht hatte, jezt in das Zimmer, stürzte herbei, warf sich auch vor dem Major nieder, und küßte seine Hand mit frohem Ungestüm. Auch Seibold und die Majorin kamen. Die Traurigkeit verwandelte sich nun in Freude, die durch kurze, vorhergegangene Angst noch mehr erhöhet wurde. Jezt kam auch Hannchen. Der Major faßte sie in seine Arme, und sagte, doch wieder halb traurig: „auch für dich wird ja der liebe Gott sorgen, mein Kind!"

Nun überlegte die Familie, was weiter zu thun sei. Die Liebenden verließen ohne alle Sorge das Zimmer. Hennig brachte seine Louise in die enge Bucht, wo er schon einmal so glücklich gewesen war, und sich heute noch weit glücklicher fühlte. Im Hause wurde unterdessen einstimmig beschlossen, das Geheimniß mit Hannchen noch nicht zu entdecken.

Der Major wollte, wie immer, nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er setzte sich zu Pferde, begleitete Louisen nach Ransleben, und hielt bei dem Grafen förmlich für seinen Neffen um sie an. Der Graf war bei dem Antrage recht freundlich, forderte aber Bedenkzeit. Der Major fand dieses Verlangen sehr billig, und ritt vergnügt wieder nach Hause.

Abends bei Tische theilte der Graf seiner Tochter den Antrag des Majors mit, uud fragte sie um ihre Meinung. Sie versicherte ihrem Vater mit glühender Eil, daß sie mit keinem andern Manne glücklich werden könnte, als mit dem jungen Halden. Der Graf erklärte sich nicht näher, und wollte das Gespräch auf etwas Anders leiten; aber nun rückte das Fräulein auch mit ihrem Günstlinge, dem ältern Halden, hervor. „So?" erwiederte der Graf sehr trocken; „hat der ein Auge auf Louisen geworfen? Davon weis ich noch kein Wort."

„Die Eltern," sagte das Fräulein, „wollten den jungen Leuten erst Zeit lassen, ein wenig mit einander bekannt zu werden. Ich weis nicht, (setzte sie mit einer höhnischen Miene hinzu,) ob Louise mit einem so rohen Menschen, wie der zweite Halden, glücklich seyn könnte. Sein Bruder ist ein ganz anderer junger Mann! Er hat Verdienste und Lebensart." Sie hielt nun dem Kammerjunker eine lange Lobrede, auf die der Graf am Ende nur erwiederte: „nun, es wird sich ja finden."

Der Graf hatte im Grunde nichts gegen Hennig einzuwenden, und überdieß wirkte die offne Erklärung seiner Tochter sehr für ihn. Indeß wünschte er jezt, daß auch Karl, dessen Geschliffenheit ihm sehr wohl gefiel, um seine Tochter anhalten möchte, weil das gewissermaßen einer Negociation ähnlich sah, und ihn im Geiste wieder nach Regensburg ver-

setzte. Er war zu weiter nichts entschlossen, als den Handel nicht schnell zu endigen; das Uebrige sollte von dem Augenblicke und dem Zufalle abhangen.

Das Fräulein schrieb noch diesen Abend an die Kammerherrin; und am folgenden Morgen ganz früh ging der Brief nach Moorberg ab. Es hieß darin: „man müsse keine Zeit verlieren und sogleich um Louisen anhalten; denn bis jezt sei der Graf noch zu nichts entschlossen." Vor allen Dingen wurde nun der Kammerherr nach Ransleben abgeschickt, um den guten Rath des alten Fräuleins zu befolgen. Als er fort war, überlegten die Mutter und der Sohn, was nun weiter zu thun sei. Beide begriffen nicht, wie Louise den Bauernjungen lieben konnte, da sie ihn ja nur ein- oder zweimal gesehen hatte. „Der Graf und die Gräfin," sagte die Mutter, „müßten ja keine Augen haben, wenn sie Hennigen wählen sollten!" Der eitle Karl war ganz ohne Sorge, daß sein Bruder ihm vorgezogen werden könnte.

In diesem Augenblicke sprengte der Major auf den Hof. „Es sind seine Eltern," hatte er zu seiner Frau gesagt, „es würde sie kränken, wenn sie von einem Fremden erfahren müßten, daß ihr Sohn heirathen will. Und ihre Einwilligung haben wir ja auch nöthig."

Er kam herauf, und brachte sein Anliegen vor. Die Mutter sagte ihm noch artig genug: „da kommen Sie zu

spät, Herr Bruder. Mein Mann ist eben heute nach Ransleben gefahren, und hält für Karln um die Gräfin Louise an. Sie sehen also, daß wir unsere Einwilligung nicht geben könnten, ohne uns lächerlich zu machen. Die Partie ist schon seit Jahr und Tag von mir und meinem Manne beschlossen. Karl liebt die Gräfin zum Sterben; und Sie selbst werden es doch billig finden, Herr Bruder, daß hier der jüngere Sohn dem älteren nachstehen muß. Es macht mir großen Kummer, daß Karl und Hennig einander nicht wie Brüder lieben, und ich weis wohl, daß sie Beide Schuld haben. Sie können es eben so wenig leiden, wie ich, wenn Brüder sich hassen. Jezt wäre nun eine schöne Gelegenheit, Karln und Hennigen wieder auszusöhnen. Hennig dürfte nur freiwillig zurücktreten; und das wäre ihm desto leichter, da er ohnedieß unsre Einwilligung nicht bekommen kann. Sehen Sie, lieber Herr Bruder, da haben Sie eine Gelegenheit, sich den Himmel zu verdienen."

Sie sagte das so natürlich und gutartig, daß der Major nicht recht viel darauf zu erwiedern wußte. Ihm fiel einmal ein, daß Karl wohl gar boshaft genug wäre, aus Haß Hennigs Glück hindern zu wollen; aber, dachte er dann wieder, sie haben ja Hennigs Absicht auf Louisen noch nicht wissen können. Er erinnerte sich sogar, daß er etwas von dem Plane der Mutter zu einer Verbindung zwischen Karln und Louisen gehört hatte. In seiner Verlegenheit sagte er: „nun,

die Gräfin muß doch am Ende entscheiden, welchen von den beiden Brüdern sie haben will." Jezt fing die Kammerherrin an, den Major auszufragen: und er gestand sehr offen, daß Louise Hennigen herzlich liebe. Hierbei konnte seine Schwägerin sich kaum noch mäßigen. Sie versicherte bestimmt: „Hennig werde nie ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit der Gräfin erhalten."

„Aber, wenn nun die Gräfin Karln nicht haben mag?" fragte der Major.

„Auch dann nicht, dann noch weniger!" antwortete sie heftig, „Nicht will? O, wenn der Vater will — die Tochter muß wollen."

„Vergessen Sie denn ganz, daß Hennig auch Ihr Sohn ist?" fragte er hitzig.

(Die Fortsetzung folgt im 7ten Band.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Von dieser Bibliothek erschienen seit Juni 1827 bis Ende Dezembers die ersten 6 Theile à 15 kr. Subscription. Nun tritt für selbe der Ladenpreis 30 kr. ein, mit der Verbindlichkeit 12 aufeinander folgende Hefte nehmen zu müssen; nur vom 4ten angefangen bis zum 12ten gilt noch der erste Preis 15 kr. für jeden Theil, so lange der Vorrath reicht. Eintretten kann man nach Belieben, das etwaige Austretten aber muß vor der Erscheinung des darauf folgenden Theils angezeigt und dieser noch genommen werden, da er bereits unter der Presse war, und der Verleger bei dem äusserst geringen Preis nichts riskiren kann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Familie von Halden

Bd.: 1,3

München [u.a.] (1828)

P.o.germ. 119-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105630-6